Fridolin Schwertberger.

Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt.

„Ich weiß ein köstlicher Ding als Fürstenstand und Heldenruhm, und könnte es der Aermste von uns haben: das ist die Mildigkeit des Herzens. Einer nur ist Kaiser, Wenige nur sind Kurfürsten und Herren; Alle können wir aber gütige Menschen sein, wenn wir nur wollen."

Geiler von Kayserberg.

Dritter Band.

Das Recht der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck strengstens verfolgt.

Erstes Kapitel.

Des Frühlings Einkehr.

So oft das Frühjahr in's Land kommen soll, fliegt auch in unseren deutschen Gauen ein gar liebes Vögelein über Wald und Strom als ein rechter Herold freundlicher Tage. Wie den Vogel die Gelehrten in ihren naturgeschichtlichen Registern getauft haben, kommt hier nicht in Betracht. Der Volksmund heißt ihn das „Zeitvögele", „'s Zitli". Und das kommt von seinem tröstlichen Gesang und Schlag. Wirklich auch — sitze er nun auf dürrer Staude überm Bach, der seine Eiskruste in Stücken flutet und mannlich von dannen schwemmt — die Staude hat noch keine Knospen, aber sie träumt davon — oder tänzele er hin und her von Ast zu Ast auf knorrigem Eichbaum, der noch nicht Lust hat, seine braune Wintermontur abzuwerfen — wo der Vogel eben sitzt und tänzelt und den Flügel rührt, singt er hell in die Welt hinaus: „D' Zit isch do, d' Zit isch do!" und wird nicht müde, die Neuigkeit zu verkünden, wenn auch Flur und Hain und Menschen es ihm kaum noch glauben möchten. Aber wo dieser kleine, gefiederte Lenzbote lebt und schwebt, da ist auch der Sonnenstrahl bei der

Hand und putzt mit seinem warmen Gold seines Lieblingsvogels Gesang heraus und die Gräser wachsen empor — man sieht es fast mit verwunderten Augen, und durch des Forstes Wipfel weht ein dergestalt erregender Hauch des Wiedererwachens, daß, wer für solche Dinge Sinn und Herz hat, frei gestehen muß: „Ja wohl, der Vogel, der liebe Schelm, singt Wahrheit. Gott sei Dank, d' Zit isch do!"

Das ist nämlich die Zeit, die feiertägliche, der Auferstehung, und des kleinen Vogels Prophetenruf wird zu Ostern in allen Kirchen nachgesungen, und die Menschenjugend, die zu allererst des Zeitvogels Schlag zu übersetzen und zu deuten wußte, wird nicht müde, seine Frühlingsverheißung in Thälern und Auen zu wiederholen, lange bevor der einfältige Kukuk kommt, der vormals für den Apostel des Lenzes gehalten worden ist.

Das ist die Zeit, wo nicht allein die Brunnen frei werden und der Pulsschlag neuer Kräftigung im Riesenbaum wie in der Zwergranke rege wird, sondern wo auch der Mensch, dieses wunderliche Wandergewächs, sich verjüngt, obgleich wiederum ein Jahr älter geworden. Wie der Bach, stößt sein Blut das Wintereis von sich; wie im Baum, so drängt durch alle seine Adern sich ein neues Leben. Von der Brust fällt die Erstarrung, vom Auge der Winternebel; Hoffnung und Sehnsucht blühen empor im Herzen. Wer da jauchzen kann, der jauchzt. Wem das nicht gegeben, pflegt in der Stille den bunten Garten von Seligkeitsblumen, den der liebe Gott zur Frühlingszeit einem Jeden beschert, der sich auf Seligkeit versteht. Wenn übrigens der Mensch mit seinem freien Willen Tulpen der Thorheit in's Paradies

pflanzen mag, so trägt das Paradies nicht die Schuld... und am Ende kann die Welt, wie sie ist, ohne Thorheit nicht bestehen.

„D' Zit isch do!" die Zeit des Schwärmens und des Dichtens. Ungefähr das ganze Menschenvolk dichtet im Lenz. Das winzigste Gehirn treibt irgend eine dichterische Blase, das trockenste Herz wird warm vor Sehnsucht, sie gelte nun wem sie wolle: der Spazierlust, der Blütenlust, der Reiselust, dem Gold, der Ehre, der Maibutter oder dem Spargel. — Junge Herzen — leider zuweilen auch noch alte — treiben Liebesknospen. Mit leichtsinnigen Poetenaugen schaut die Leidenschaft empor, die im Winterschlafe geträumt, kaum hie und da aufgeweckt durch lärmende Ballmusik oder klingende Schlittenschellen. Im Frühling meint sie Alles zwingen zu können und denkt nicht an des Sommers Hitze, an des Herbstes nüchterne Wirthschaftlichkeit und an die vielen Grade von Kälte um Weihnachten und Neujahr. — Die Liebe also springt frühlingskeck über ihre Schranken, denn ihrer Bekenner sind mehr als Sand am Meer und ihr Wahlspruch lautet revolutionär: Freiheit und Gleichheit! — Was es mit der Freiheit in solchen Dingen zu bedeuten hat, weiß der Erfahrene; was gar von der Gleichheit zu halten . . . ? daß Gott erbarm'!

Dennoch stand im schönen Frühlingsmorgen, der über's schwäbische Meer, etwa vom bayerischen Hochgebirge, gekommen, an ihrem Dachfenster zu Konstanz auf der Marktstätte eine Jungfer, die, während sie ihre Zöpfe flocht, ernsthaft wie eine Nationalversammlung über die Gleichheit nachdachte und in ihrer Seele fest entschlossen war, selbige fabelhafte Gleichheit zur Wahr-

heit zu machen. Wie die Liebe, versteigt sich auch der Ehrgeiz fünf oder sechs Stockwerke hoch. Und Veronika war zu einem Dritttheile verliebt, zu zwei Dritttheilen ehrgeizig.

Schalkhaft lächelnd sagte sie zu sich selber: „Sie meinen, ich sei dumm! Aber Gott hat mir schon genug Vernunft gegeben, und helle Augen obendrein, und die Geschicklichkeit, mir meinen Kopf nicht ausrathen zu lassen wie ein Räthsel, oder ausrauben wie ein Vogelnest. Und die Zeit ist da, daß ich mit Fleiß angreife, was ich gern hätte, und ich will sie nicht verstreichen lassen, die Zeit."

Da hörte Veronika den Waiblinger, der über die Treppen lief, singen. Der Gesang war nicht schmetternd, sondern so gewiß verschämt oder geheimnißvoll, wie etwa der wilde Tauber seine Frühlingsstrophen abzugurgeln pflegt. Veronika, deren Thüre fest verriegelt, hielt mit ihrer an und für sich nicht geräuschvollen Beschäftigung inne und den Athem an sich. Der Geselle gurgelte noch ein paarmal. Sein schwäbisches Blauauge spionirte durch's Schlüsselloch der Kammer. Vergebens. Veronika hatte sich in die dunkle Ecke zurückgezogen. Der Geselle seufzte, hustete, klöpfelte ... nichts da! — Endlich und endlich trat er, seine Pantoffeln mißmuthig nachziehend, wiederum ab.

„Seh' Eins das Mannsbild!" sprach wieder Veronika zu sich selber; „was der Kerle sich nicht unterfteht! Den ganzen Winter über wäre er nicht so keck gewesen, da herein zu äugeln und am Thürlein zu klöpfeln. Das macht's Frühjahr. D' Zit isch do! — Aber" — lachte sie heimlicher — „nicht für dich, du blitzdummer

Schwab! Wär' mir nicht der erste beste Wäldler lieber, he? Ich gebe alle deine geschmierten Redensarten für ein einzigs Rappedüzle *) von Einem von Löffingen oder Hüfingen. Meinst du, die Verone sei ein Essele für dich, du Gelbstrümpfler? G'wiß nicht. Geh' du nur immer hin ... ich hab' mein Theil und die Zuckerbäckerin hat Recht, wenn sie sagt, ich sei zu einer stolzen Meisterin mit eigenem Haus und Hof bestimmt!" — Wohlgefällig nickte sie ihrem Spiegelbild zu und flocht behaglich ihre armsdicken Zöpfe weiter und strich sie mit Bergamottölpomade, daß sie im Morgenschein spiegelten wie blauer Stahl.

„Ob ich ihm heute nicht absonderlich anstehe und gefalle?" sagte sich die Dirne zuversichtlich; „ich sollt's meinen. D' Zit isch do! Im Frühjahr ist Alles vollauf und Alles gefallt eher, als im ganzen Rest vom Jahr."

Noch ein Blick in den Spiegel und dann das stolze Wort: „Ich weiß doch Keine hier zu Konstanz, die schöner wäre! Kaum Eine, die so schön ...! und wenn's die Klärel wäre, die sich doch so viel einbildet. Ach, du mein Jesulein ... das könnt' ich auch. Wenn ich wollte, schnitte mir der Herr Baron ebenfalls den Hof. Er hatte einmal nicht schlecht Lust dazu, aber bei mir kam er nicht an. Da war's aus und Amen. Nun ... die Klärel ... ich will für jetzt noch still sein ... Warum? So hab' ich doch die Eine vom Halse. Ist mir doch die schwarze Hex' von Mex schon Lastens genug. Aber ... wenn' ich einmal im Haus was zu sagen habe ... dann will ich meinem Fridele schon den Zinken

*) Schelmischer Spaß.

stecken. Beide Jungfern müssen mir fort, das ist einmal so richtig wie's Vaterunser. Wir thäten nicht gut beieinander."

Von unten herauf schallte die Stimme der frühwachen Mex: „Verone, Verone! Wo steckt denn wieder das verschlafene Mädel?"

Lächelnd brach Veronika eine Blume von dem Stock, der ihr schmales Fensterlein schmückte, und dachte bei sich: „Ja, ja, rufe Du nur, bis Du noch schwärzer wirst. Ich werde schon kommen, wann ich will. Diese Blume will ich mir hinter's Ohr stecken, das wird meinem Fridele gefallen."

Während sie die Blume ansteckte, fiel ihr schwer auf's Herz ein bitterer Gedanke, den sie also in den Spiegel sprach: „Wann werd' ich ihm denn ‚mein Fridele' sagen dürfen? Er verstellt sich arg; das gefallt mir nicht so gar söllig. Die Zuckerbäckerin, die mir die Karten schlägt, sagt freilich alleweil: ‚Dein Schatz ist ein behäblicher Bürgersmann und hat dich von Herzen lieb und du weißt's nur nicht, weil er sich's nicht merken läßt.' — Ich glaube der Zuckerbäckerin gern, wenn schon sie nicht merkt, daß der Fridel mein Schatz ist... nun, sie braucht's noch nicht zu wissen... aber lieb wär' mir's, wenn das Männle ein Zeichen von sich gäbe ... die Sach' ginge geschwinder."

„Verone, Verone! Verschlafenes Ding, soll ich Dich zu wecken kommen?"

„Gleich, gleich, ich komme schon!" — Veronika drohte mit der Faust gegen die Thüre. „Um den Plaggeist los zu werden," sagte sie, „red' ich einmal mit dem Fridele selber, gerad' von der Brust weg.

Die Zeit ist da. Im Frühjahr hat man mehr Kuraschi.“

Nun band sich das Mädel die Schürze um und lachte in sich hinein: „Was er für Augen machen wird, wenn ich ihm einmal sage, daß er mir lieber gewesen ist, als der schwefelholzdürre Baron? Und es ist auch nicht gerad' eine Kleinigkeit um so einen Baron. Manche wüstere Dirn' als ich hat einen Adeligen oder einen Herrn vom Amt davongetragen. Das hat's auch schon gegeben . . . o ja. Justement wie der Herr einmal aus dem dicken Buch herausgelesen hat . . . von der Apollonia . . . O, ich hab' mir's recht gut gemerkt. Selbigmal hab' ich nicht 's Bröfele geschlafen. Die Schneegänse von Jungfern haben auch nicht das Härle von der Sach' gemerkt. — Aber jetzt ist kein Fried' mehr in der Kammer. Ich muß darum hinabgehen, sonst kommt das schwarze G'steck mit dem Farrenwaddel. Ich kenn' sie aus dem Fundament.“

Bei der gestrengen Mex lief es ganz gnädig ab. Der schöne Lenztag hatte auch sie milder gestimmt. „Geschwind,“ sagte sie zu der Magd, „trage Sie den Kaffee in des Herrn Stube. Er pressirt darauf, weil er bald ausgehen muß, und ich habe noch Allerlei im Hause zu thun.“

Mex ließ sich's zwar sonst nicht nehmen, den Bruder eigenhändig zu bedienen, aber heute war nun einmal ein Glückstag für die ehrgeizige Veronika. Mit rüstigen Händen ergriff die Magd das Kaffeebrett und trug wie ein Heiligthum feierlich dasselbe dem Zimmer Fridolin's zu. Allein — je näher sie der Thüre kam, je unge-

wisser wurden ihre Schritte und ihre Hände unsicher. Tasse und Löffel klapperten um die Wette, Kaffee- und Milchkanne schoben hin und her, als gälte es, eine Menuett zu probiren. Angstschweiß trat auf des Mädels Stirn, und als vollends Fridolin etwas rasch die Thür aufmachte, um das klingende Frühstückszeug einzulassen, schwanden der Veronika beinahe die Sinne.

„Ei, Du bist's, Verone?" fragte der Meister lächelnd. „Wie komm' ich heute zu der Ehre? He, wirf nicht die Tasse zu Boden! Die Milch hast Du schon verschüttet. Mädel, was hast Du denn? Kein Tropfen Blut im Gesicht ... und Augen wie eine Schlafwandlerin. Gib, gib her, Du zitterst ja. Wo fehlt's denn? Setze Dich ein wenig. Gewiß hast Du Dich nach Deiner Art gehastet und gejastet, daß Dir der Athem ausging. Schnaufe aus, Du vollblütiges Ding."

Veronika saß wirklich auf einem Stuhl, ihrem heimlichen Liebsten gegenüber, der schleunig über das Frühstück herfiel und sich's schmecken ließ, obgleich er dann und wann einen sorglichen Blick auf das entstellte Mädchen warf.

„Nun, wie geht's?" fragte er nach einer Pause.

„Ach," seufzte die Magd und legte gewichtig die rothe Hand auf das schwarze Mieder, „da liegt mir's auf dem Herzen wie ein Druckerle*), ach, ach! ... als wär' ich zehn Stunden Wegs gelaufen."

„Du mußt schröpfen oder zur Ader lassen, Verone," rieth der Meister theilnehmend. „Geh' zum Doktor Mors, er wird Dir besser sagen können, was Du zu

*) Alp.

thun hast. Im Frühjahr treibt das Blut ärger als zu anderer Zeit, hab' ich mir sagen lassen."

„'s wird schon so sein," seufzte Veronika wiederum und versendete einen schmachtenden Blick auf den Meister.

Dieser entgegnete, ruhig frühstückend: „Du verdrehst die Augen wie nicht gescheidt, Verone. Nimm Dich zusammen und bitte die Mer um ein paar Tropfen von ihrem herzstärkenden Elixir."

„Brrr!" machte Veronika und schüttelte sich, wie gemeine Leute thun, wenn sie von Medizin reden hören.

„Nur ruhig," bemerkte Fridolin lachend; „die Tropfen schmecken nicht übel, sind einem herzhaften Branntwein zu vergleichen, und auf eurem Wald ist ja der Kirschengeist zu Hause. Wirst auch schon davon getrunken haben."

„Hm, der Vater hat mir hie und da davon gegeben . . ." murmelte Veronika, deren Angst etwas abnahm.

„Nun, so geh', so geh', Mädel."

„Ach . . . es steckt mir in den Füßen wie pures Blei . . ."

„Aha, wie vor Zeiten der Apollonia. Weißt Du noch?"

„Mein Gott, das vergeß ich in meinem Leben nicht."

„Brav. Bleibe auch nur so rechtschaffen, wie die Loni gewesen. Das ist für Dienstboten eine gute Lektion. So, jetzt wird Dir besser. Jetzt bekommst Du wieder Farbe. Die rothen Backen stehen Dir besser an, als die Couleur einer Kranken."

„Meinen Sie?" — Es lag in dieser Frage eine gewisse gezierte Feinheit, die jedoch dem unbefangenen Meister entging. Darum fuhr er scherzend fort:

„Du sitzest da wie eine Prinzessin, Verone. Wie kommt's, daß Du heute so schön geputzt bist? Du trägst Deinen Sonntagsrock, wenn ich mich recht erinnere?"

„Ja, ja ... freilich ... mein anderes Häs ist zerrissen ... und die Witterung ist so prächtig ..."

„Aber die Küche ist so schwarz für Deine schneeweißen Hemdärmel! 's ist schade um Deinen Staat. Willst aber einmal am Werktag ein sauberes Dirnel sein ... nicht wahr?"

„Ach ... ich muß mich schämen ..." klagte das Mädchen, wiewohl zufrieden lächelnd, und beschoß den Meister mit allem Feuer, das ihre Augen aufbrachten.

„Ei, Verone, die schöne Blume, die Du hinterm Ohr stecken hast! Aber der Platz ist nicht gut gewählt für die Levkoje. Da vorn am Mieder würde sie schöner stehen. Das ist städtischer."

„Wenn Sie's so haben wollen ..." rief das Mädchen hastig, riß die Blume vom Ohr und steckte sie vor den Busen. „Gefallt's Ihnen so besser?"

„Mir schon und gewiß aller Welt. Woher hast Du die schöne Blume?"

„Von meinem Stock; er blüht voll und voll. Wenn Ihnen das Nägele gefallt ..." Veronika stand auf und schob dem Meister die Blume scheu und ungeschickt auf den Tisch.

Fridolin lachte auf, indem er antwortete: „Merci, Verone. Das ist die erste Blume, die mir ein Weibsbild schenkt. Sie riecht vortrefflich."

„Ha ... 's ist eben Frühjahr ... da machen's die Blumen so." — In Fridolin's Anschauen verloren, blieb das Mädchen stehen. Ein schadenfrohes Teufelchen zupfte

sie immer heftiger am Aermel. — „Mach's Maul auf, red' heraus, was dir auf dem Herzen“ ... flüsterte ihr der Schadenfroh zu; „mach' den kalten Fisch warm, damit er von sich gebe, wie lieb er dich hat. Die Zeit ist da.“

Aber trotz alles Zuredens blieb das Mädel stumm. Verwundert schaute Fridolin sie an und konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Hast Du mir 'was zu sagen, Verone? Was ist's denn?“

„Helf mir Gott; ich wag's und bin so keck ...“ dachte die Magd in ihrem Sinn und öffnete den Mund, und weiß Gott, was Alles daraus an's Licht der Welt gekommen wäre, wenn nicht der herrische Schritt der Mex sich draußen hätte vernehmen lassen.

Die Mex brach den Muth der Veronika. — „Ach die Jungfer kommt!“ seufzte sie und ließ die Hände glatt an den Seiten niedersinken.

Fridolin jedoch sagte gutmüthig: „Ein andermal denn. Nimm geschwind das Kaffeegeschirr auf und fürchte Dich nicht vor der Schwester. Ich will Dir heraushelfen.“

„Was wäre mir denn das?“ rief die Hauswirthin, in die Stube tretend; „wo steckst Du denn, Schwarzwälderin? Verzeih' mir's Gott, ich glaube, sie hat Dir vorgeplaudert, lieber Bruder?“

„Ich habe selber sie zum Plaudern angeregt,“ entgegnete Fridolin; „ich bin gewohnt, zu schwatzen, wenn ich mein Morgenessen einnehme. Sei ihr nicht böse. Geh', Veronika, die Schwester thut Dir nichts.“

Mit einem Blick des seelenvollsten Dankgefühls entfernte sich die Magd. — „Wenn die Schwarze nicht eben

zur Unzeit gekommen wäre," dachte sie ärgerlich, „so wär' jetzt Alles heraus; und wir Beide — er und ich — wären zufrieden. Aber eine alte Jungfer bringt Unglück. — „Doch" — setzte sie getrösteter hinzu — „morgen ist auch ein Tag und gut Ding will Weile haben."

Mex sagte indessen zu dem Bruder, der sich völlig ankleidete: „Du hast die Geduld eines Märtyrers. Dich mit der dummen Gans abzugeben . . .!"

„Nun, Mexle . . . manchmal muß man auch dumme Leute anhören. Dem armen Narren ist plötzlich schlimm und weh geworden . . . hab' ein wenig Sorge zu ihr. Ich meine, mit dem Weibsbild sei's nicht ganz richtig."

„Das glaub' ich ebenfalls," versetzte Mex bedenklich. „Wenn sie uns nur nicht am Ende Kreuz und Leiden verursacht. Der Waiblinger streicht ihr überall nach . . . der Bursche ist ganz toll und thöricht auf das Mädel . . ."

„Je nun . . . das wäre vorderhand nichts Uebles, und wenn's dem Menschen Ernst ist, so wäre dem Mädel zu gratuliren. Der Waiblinger ist eines Landmeisters Sohn . . . über kurz oder lang tritt er das Geschäft an, für die Veronika eine gute Partie. Kamst Du nicht dazwischen, ich hätte der Dirne den Handel abgefragt. Sie schien zu einem Geständniß nicht ungeneigt. Quäle Du sie indessen nicht; sie fürchtet Dich wie das Schwert und würde verstockt werden, statt offenherzig zu sein. Bei Gelegenheit werd' ich mit dem Waiblinger reden und wissen, wo die Gäule daheim sind. Adieu, lieb Mexle. Ich gehe in meine Wagenfabrik."

„Nun denn, komm' bald wieder. Wie macht sich denn der Matthias?"

„Ich kann nicht über ihn klagen. Er arbeitet wacker und nur an Sonntagen zuckt dann und wann die alte Zecherunart wieder auf. Doch ist's ein Himmel gegen frühere Zeiten, der in des Matthias Hause lacht. Er wird ganz brav werden, wenn Gott seinen Segen dazu gibt."

„Gehen eure Arbeiten gut von statten? Stellt sich Kundschaft ein?"

„Versteht sich, Mex, wie zu erwarten war. Allein — was ich nicht erwartet hätte, ist ebenfalls gekommen. Der Gewerbsneid rüstet sich von allen Seiten. In dem großen Paris hab' ich dergleichen Engherzigkeiten niemals in der Nähe gesehen. Hier wird man mit der Nase darauf gestoßen. Sollte man glauben, daß Leute, mit denen ich sonst auf bestem Fuße gestanden, mich jetzt ganz kaltsinnig behandeln, fast mir aus dem Wege gehen, einzig nur, weil sie fürchten, durch meine Unternehmung in ihrem Betrieb gefährdet zu sein! Die Leute haben noch gar keinen Begriff von erlaubter freier Konkurrenz. — Nun — ich lasse sie ihrer Wege gehen, meinetwegen auch hinter meinem Rücken schelten . . . es wird schon wieder eine andere Zeit kommen. Aber dennoch kränkt mich's manchmal, meine redlichen Gesinnungen auf verkehrte Weise ausgelegt zu sehen. Rennerle, der überall hinkommt und Alles, was in der Stadt geredet und gethan wird, erfährt, theilt mir getreulich mit, was einige meiner Mitbürger von mir reden. In ihrem Unmuthe suchen sie mich zu verdächtigen, als wolle ich mit französischen Künsten ihre Nahrung schmälern, was mir doch gewiß nicht einfällt. Selbst wenn ich ihnen Verdienst zukommen lasse, was täglich geschieht, sind sie

nicht zufrieden. Das thut wehe; aber das ist der Fall bei allen größeren Geschäften ... und ich bin ein Narr, gegen Dich deßhalb Klage zu führen. Aller Anfang ist schwer — und Gott wird weiter helfen. Die Hauptsache, daß Matthias gerettet worden. Leb' wohl, Mexle!"

Weil denn nun Mex hinging, bei der noch im Schlummer ruhenden Klara das Weckeramt zu üben, so hatte Veronika alle Freiheit, in der Küche entweder zu arbeiten oder müßig zu gehen, bis die Stunde der übrigen Hausbeschäftigungen schlug. Sie wählte das Müßiggehen, eben weil sie so viel am Fenster zu thun hatte, nämlich am Fenster über dem Hausgang, neben dem Speisezimmer. Sie spähte auf die Gasse hinunter. — Da ging Fridolin; — ach, wie aufrecht, wie behäbig, so stolz wie ein rechter Herr! Veronika hatte einmal in der Nähe des „kohlschwarzen Adlers" einen Jäger gesehen, einen Livréejäger mit Troddeln auf der Schulter, langem Federbusch auf dem Hut u. s. w.; — der Jäger war der Mann, wie sie sich ihn wünschte, geblieben, ihrer Träume Ideal — nun, diesem Jäger, der bloß im Vorübergehen ihr unvergeßlich geworden, verglich sie jetzt ihren Herrn und Liebsten, und sie meinte, es fehle dem Meister Schwertberger eben nur der Tressenrock, um schön zu sein wie der Unvergeßliche. „Ja," seufzte sie, „wer mit ihm Arm in Arm über die Gasse gehen dürfte!" — Im Geiste sah sie den Vorhang von einer lächelnden Zukunft gehoben. Sie ging wirklich in einer Haube mit Seidenbändern an Fridolin's Arm, als eine offenkundige Ehefrau und Meisterin, Nachbar und Nachbarin grüßten sie freundlich, alle Welt hatte Respekt vor ihr. In der Kirche hatte sie ihren aparten Sitz. Am

Sonntagnachmittag führte sie ihr Fridele auf's Gütle oder in die Schweiz zu einer frohen Gesellschaft; ihre ehemaligen Schulkamerädinnen vom Walde kannten sie gar nicht mehr vor lauter Pracht und Herrlichkeit.

Den Traum selber unterbrechend sagte Veronika: „Hei ja, dort geht er, dort bleibt er stehen; er sieht sich um. Sähe er etwa nach mir um? Riecht er nicht an dem Nägele, das ich ihm geschenkt habe? Ei, freilich thut er's; er hält mein Geschenk lieb und werth, wie sich's gehört. Gott sei Dank, es ist Alles in der Ordnung. — Was will denn aber nur wieder Finanzraths Fräule, die lange Mimi, am Fenster? Was mir das Weibsbild doch Verdruß macht! Was hat sie nur immer am Fenster zu thun, wenn der Meister über die Gasse geht oder unter der Hausthür steht? Sie sagen in der ganzen Stadt, daß die Mimi die Mannsbilder nicht leiden mag, und es kann wahr gewesen sein, denn in ihr Haus kommt Keiner und man sieht sie nirgends mit Einem laufen; aber man kann heutzutag dem eigenen Hemd nicht trauen. Ich glaub', sie hat's auf den Fridolin gespitzt. Ja freilich, aber nur das," setzte Veronika spöttisch hinzu; „man wird der Mimi darauf das Briefle geben; sie braucht nur zu sagen: ‚Komm', liebes Herz'. — Der Fridel hat schon sein Liebstöckel, du lange Gais, darum schäme dich und mach's Fensterle zu."

Mimi that in demselben Augenblicke wirklich, wie Veronika zu befehlen geruht hatte, und heller als zuvor, weil nicht beleidigt von der Nähe einer Nebenbuhlerin, spähten die Augen der Schwarzwälderin umher. Ach! neuer Verdruß war nicht ferne. Kam nicht in der frühen Morgenstunde Seifensieders Bertha daher, und spekulirte

sie nicht mit dreisten Blicken in die Werkstätte? — „Der Backfisch, — eine wahre Schande — ist in den Meister vernarrt und geschossen!“ grollte Veronika; „aber das macht der Katz' keinen Buckel *)! Das unreife Gewächs wird nimmermehr meinem Liebsten gefallen. Der ist viel zu vernünftig, um sich mit dem Heuerling **) einzulassen. Zieh' ab, vorlautes Mäule! — Recht so, sie geht ganz verbost ihres Wegs weiter zum Bäcker. — Ei, sieh' da, Sappermost, kommt da nicht auch ihre Schwester Therese? — Ja, wahrhaftig; der Ferndling schwimmt dem Heuerling immer nach. Gib Acht, man wird dir's küchlen! Marsch zum Metzger, 's ist Niemand zu Haus.“

„Mit wem redest Du denn?“ fragte Mex, die in die Küche trat; „kannst Du denn nimmer ordentlich thun und schweigen, wie's einer braven Dirne ansteht? Ich wette, Du hast noch keine Hand an die Arbeit gelegt. Verone, Verone! Du wirst einmal Deinem Mann zu schaffen machen!“

Veronika trollte sich an ihr Geschäft und schwieg eine Weile. Um ihre Bosheit anzubringen, hob sie indessen ganz unschuldig an: „Meinen Sie denn, Jungfer, daß mich einmal Einer wird mögen?“

„Warum nicht?“ lächelte Mex; „der Geschmack ist verschieden und für einen Schwaben bist Du bald gut genug.“

„So? ha, das freut mich; für einen Schwaben?

---

*) Hat nichts auf sich.

**) Ein gerade aus dem Ei entwickelter Fisch. Ferndling, ein Fisch, der schon ein Jahr alt geworden.

schau', schau' einmal. Das ist mein Trost; ich hätt's nimmermehr geglaubt. Müssen doch viele Jungfern Jungfern bleiben und dünken sich gewaltig mehr als ich!"

Mex schwieg, die Bosheit ahnend. Sie that ab, was zu thun war, und ging hinaus.

„Hab' ich Dir eine gesteckt?" fragte kichernd Veronika ihr nach; „Du wirst bald sehen, wer mich heirathet, Du ungute Zigeunerin."

Wiederum äugelte die Magd auf die Gasse. „Gott verzeihe mir die Sünde!" spottete sie, „da ist schon wieder Eine, die mit ihrem Spektivi viel in unserem Hause zu thun hat. Ein freches Mensch, das Pufferle*)! Wenn ich nur wüßte, wem das Gestichel und Gestachel mit dem Brillengläsle eigentlich gelten soll?"

Es war Dorothea Hornig, die über die Straße ging, unverzagt die Lorgnette gegen das Schwertbergerhaus gebrauchte und sich wenig darum bekümmerte, ob die Nachbarn ihr Spürwesen bemerkten oder nicht. Dreifach mit Erz war ihre Brust gepanzert, wenn sie darauf ausging, einer Andern ihre Eroberung streitig zu machen. Aber von Veronika wurde sie zur Unzeit gefürchtet, denn ihr Schauen galt nicht dem Meister Fridolin, sondern dem Baron Pavianowitsch, dem darum so außerordentlich liebenswürdigen Mann, weil eine falsche Freundin ihr Netz über ihn geworfen hatte. Was dem klugen Fridolin und der scharfsichtigen Mex ein Geheimniß geblieben war bis auf den heutigen Tag, hatte Dorothea längst durchschaut, und längst hätte sie, weiß der Himmel was, darum gegeben, wenn sie hätte das Verständniß

*) Kleine, untersetzte und resolute Frauensperson.

zwischen Klara und dem Baron stören können. Die Eroberung des galanten Russenagenten, die Demüthigung der Klara und der Maulbeer zugleich — welch' ein Triumph, welche Götterfreude! Leider blieb jedoch Pavianowitsch unempfindlich gegen die mordbrennerischen Blicke, womit ihn Dorothea allenthalben verfolgte. Ein herbes Schicksal für ein zuthuliches Herz. Indessen genoß Dorothea wenigstens das Vergnügen, ihre Nebenbuhlerin Klara recht nachhaltig zu ärgern, wenn der Zufall just wollte, daß Klara von ihrem Fenster aus das gefährliche Augenspiel der vorüberziehenden Hornig bemerkte.

Heute waltete eben wieder der genannte Zufall. Die vom sanften Schlaf gerötheten Wangen der blonden Schönen überzogen sich mit neidischer Bläße. Kaum hatte Klara Gewalt genug über sich, hinter der schützenden Gardine zu verbleiben und den bittern Kelch ohne feindselige Geberde vorübergehen zu lassen. Obwohl mit dem Gegenstand ihrer zärtlichen Neigung in ewigem Plänklerkriege lebend, obschon mißtrauisch und eifersüchtig jeden seiner Schritte bewachend und tadelnd, hing Klara dennoch an ihm wie der Geizige an dem Schatz, den er zwar nicht genießt, aber trotzig zu versperren trachtet, damit sich Andere seiner nicht erfreuen.

Die Liebe zankt, sagt das Sprüchwort. Besser wär's freilich, sie zankte nicht. Aber das Friedemachen ist so angenehm. Klara stand auf dem Pünkt, mit dem Baron wiederum Friede zu machen, nach langem Zürnen wegen der Felonie, die er an jenem Schönwettervormittag auf der obern Mauer an seiner Geliebten begangen. Seinem Flehen hatte sie gebührend Widerstand geleistet,

nichts von seinen unendlichen Entschuldigungen wissen wollen. Da stahl sich endlich durch eine Thürspalte ein Briefchen in ihr Gemach. Dießmal war das Briefchen deutsch. Pavianowitsch hatte in Folge des ersten Mißverständnisses hinlänglich begriffen, daß man nicht immer mit einem deutschen Mädchen auf Französisch auskommt. — Und welch' ein glühendes, überredendes Offenbarungsdeutsch redete das Briefchen, das durch die Thürspalte schlüpfte! Wie sonnenklar bewies das herzige Zettelchen, daß auf jenem Spaziergange gerade nur ein boshafter Neckegeist seinen Spuk getrieben! Daß der arme Pavianowitsch just zur Seite gesehen, als Klara vorüberging, und daß er bloß durch die Frage der Maulbeer auf die Entfliehende aufmerksam geworden, als es schon zu spät gewesen. Seine Zerstreuung auf seinem Spaziergang war so leicht zu erklären! Hatte er nicht das Mißvergnügen gehabt, der Maulbeer zu begegnen, die er eine halbe Stunde entfernt wähnte? Hatte sich die Frau nicht etwas zudringlich seiner bemeistert und ihn zum Begleiter gepreßt? Wie konnte Pavianowitsch, der in Herz und Kopf und Sinn und Seele nur der geliebten Klara Bild trägt, an der Seite der Maulbeer anders als zerstreut sein? Um so zerstreuter, als die Dame sich ein Geschäft daraus macht, ihn eigentlich zu verfolgen, seitdem er sie meidet um Klara's willen! War er zu tadeln, daß er lieber auf das Freskobild an dem Lauberschen Theaterhause sah, als der Maulbeer in's kokettirende, überreife Angesicht? Aber der Teufel ist ein Schelm, und Unkraut und Zwietracht zu säen sein teuflischer Beruf. Dafür, schrieb der Baron galant zum Schlusse, dafür solle Klara ein versöhnlicher Engel sein und nicht

dem unschuldigen Anbeter zur Last legen, was der schwarze Feind ganz allein verschuldet. Auf ihrer Engelgüte beruhe auch seine ganze Hoffnung; sollte sie dagegen wider Vermuthen auf ihrem trostlosen Irrthum zürnend verharren, so möchte er, Pavianowitsch, Denjenigen sehen, der ihm einen Abgrund im See zeigen könnte, tief genug, um seinen Kummer mit seinem Leben zu begraben.

Eine herrliche Wendung! Klara bebte davor zusammen. Wenn sie sich ihren theuren Freund auf dem Grund des Sees dachte, im bergetiefen Schlunde, um ihn wimmelnd die Ungeheuer des nassen Abgrunds, um ihn, der unter Larven die einzige fühlende Brust, so packte sie ein Schwindel. — Und darum wollte sie sich zum Vergeben anschicken. Es sollte kein Unglück absetzen. Die Stadt sollte nicht von ihr sagen, daß ein Kavalier um ihrer Härte willen sich den Tod gegeben. Es würde alsdann kein Mensch mehr mit ihr tanzen, sie würde sich nicht einmal mehr in der Kirche blicken lassen dürfen!

Zwar hatte sie seit jenem Unglückstag auf der obern Mauer dem männlichen Geschlecht ewigen Haß geschworen und dabei nur mit dem biedern Sternnickl eine Ausnahme gemacht, aus Dankbarkeit für seine mannhaft-ritterliche Begleitung, von der, Gott sei Dank, die schwarze Mez und Fridolin nichts gesehen. Sternnickl war nahe daran gewesen, ihr schöner vorzukommen als Pavianowitsch, und um mehrere Grade freundlicher als sonst hatte sie, am Fenster sitzend, das Kompliment des Schauspielers erwiedert. — Aber die alte Liebe siegte wiederum mit himmlischer Gewalt, und am Ende war Pavianowitsch

doch ein Baron und Sternnickl, wenn gleich von Adel (vom lyonischen, würde man vor sechzig Jahren in Wien gesagt haben, der falschen Gold- und Silbertressen von Lyon gedenkend), doch nur ein Schauspieler . . . ! — So war Klara denn zum Frieden geneigt; aber auf einer Bedingung wollte sie mit eisernem Sinn beharren, die Maulbeer mußte gänzlich gemieden werden, ein- für allemal . . . oder keine Verzeihung! — Klara fürchtete übrigens die Hornig viel weniger als die Maulbeer, sie war nur höchlich entrüstet über die Impertinenz der Kokette, die sich unterstehen wollte, ihre Augen so hoch zu richten.

Darum murmelte sie der Dorothea nach: „Geh', geh', manntolles Geschöpf . . . Du machst mir kein graues Härlein. Ich habe meinen Liebsten gegen gefährlichere Feindinnen zu vertheidigen, und mit dir — wenn's sein muß, werde ich bald fertig sein, wenn, wie ich nicht zweifle, der Baron mit der Maulbeer ein- für allemal bricht."

Drolligerweise dachte eben zur selben Frist, ein Stockwerk höher, der verführerische Pavianowitsch: „Wenn mich nicht alle Zeichen trügen, so werde ich seit dem Briefmanöver von meiner Haustyrannin mit freundlicheren Augen angesehen. Von heut an will ich daher Zweck und Sieg bei Klara schnell verfolgen. Das Mädchen hat abgeschmackte Bürgermanieren an sich. Sie meint, das Zanken mache den Wein der Liebe noch angenehmer und lege ihm zu an Dauer und Kraft. Aber mir wird die Zeit zu lang. Die Maulbeer verdirbt mir ebenfalls durch ihr zögerndes Gespreize alle gute Laune. Zum Glück ist mir nur ihr Geld nicht gleich-

gültig; aber die kleine, blonde, bäckelnde Hauskatze hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht . . .!"

Der gute Herr belog sich da selber; darum lächelte er auch alsobald boshaftiglich in den Spiegel und schlug ein Schnippchen. — „Es muß zu einem Ende kommen," rief er trotzig; „ich will nicht umsonst der Philisterin den Hof gemacht haben. Ich merke es, sie möchte gar zu gerne wieder gut sein; der Zettel hat gewirkt. Aber auf einer Bedingung will ich beharren mit ehernem Sinn: Klärchen muß mir ein Rendezvous bewilligen an einem ungestörten Plätzchen . . . am besten wär's auf meinem Zimmer, das sie bisher zu fürchten schien — wenn ich daheim war, Notabene. Also ein Rendezvous von Belang oder . . . keine Gnade! Das Uebrige findet sich dann von selbst. Eine laue Nacht, tändelndes Kosen . . . des Frühlings Gewalt . . .! die Zeit ist da!"

Wenn es auf die bis daher angegebene Weise in den oberen Stockwerken des Schwertbergerhauses aussah, — was Wunder, daß sogar für die Lehrbuben in der Werkstätte der Zeitvogel nicht umsonst sein Lied gesungen hatte?

Sie saßen, Pelag und Stannes, in der alten Küche des Erdgeschosses und warteten der Leimpfanne; ein ruhiges, harmloses Geschäft. Die Gesellen waren meistens auf Arbeit abwesend, an ihrer Spitze der Landshuter, der grobe Lehrbubenschreck. Der Meister abwesend obendrein — welch' eine süße Stunde ungeplagten Daseins für die angehenden Kunstschreiner! Dennoch schwebte über ihnen nicht der Geist der heitern und vertraulichen Brüderschaft, — es war, als läge ein unbequemes Geheimniß ungeheuerlich zwischen den wackeren Kameraden. Sie

schauten grübelnd in die brodelnde Pfanne, und maulfaul, Einer wie der Andere, gaben sie sich nicht Red', nicht Antwort. Umsonst röthete das hereinfunkelnde Sonnenlicht die rußigen Wände der Leimküche, vergebens wehte so lind durch die zerbrochenen Fensterscheiben der balsamische Lenzhauch. Die Lehrjungen rührten still und verdrossen ihren Brei.

Endlich warf Stannes, das aufrichtigere Wälderkind, seinen Rührstiel hin und fragte sein Gegenüber etwas ungeschliffen: „Warum hältst Du heute Deine Zunge im Maul, Pelag? Sonst geht sie Dir wie ein Perpendikel hin und her und heute thut sie keinen Streich. Trutzest Du oder bist Du stumm geworden, Konstanzer?"

„Meinst Du?" entgegnete Pelag verlegen und sich verschmitzt anstellend. „Ich denke mir mein Theil und das ist Alles."

„Und ich mach' es just wie Du," versetzte Stannes trotzig. Nach einer geringen Weile jedoch setzte er hinzu, wie jener Junge, der vom Vogelnest sprach: „Ich weiß 'was."

Pelag's Spitzbubenaugen flogen neugierig in die Höhe. Wohl wissend, daß zu dieser Frist eine Antwort nur ohne Frage zu erhalten sein würde, sagte er, den Trumpf erwiedernd: „Ich weiß auch 'was."

Jetzt war das Gespräch im Gange. Stannes erzählte, daß er gesehen, wie Klara im Winkel oben hinterm Kleiderkasten ein Brieflein gelesen und sogar geküßt. — Pelag erzählte, daß er, hinterm Treppengeländer kauernd, erliggert, wie der Russe den Zettel durch die Thürspalte in Klara's Zimmer geschoben.

„Mich wundert nur, daß Du's nicht gleich, nach Verabredung, dem Meister gesteckt hast," sagte Stannes.

„Und mich nimmt's Wunder, daß Du der schwarzen Mex nicht verrathen, was Du gesehen," versetzte Pelag.

Und Stannes versetzte: „Ich werd' wohl meine Ursachen haben."

Und Pelag erklärte: „Ich hab', denk' ich wohl, auch meinen Grund in der Sach'."

Dann wiederum Stannes: „Das Klärel hätt' sich ausgeredet und geleugnet und ich wäre im Leim gesessen bis an die Ohren."

Und wiederum Pelag: „Drum hab' ich auch dem Meister nichts gesagt, weil ihm ein Wort von Klärel mehr ist, als von uns ein ganzes Evangeli. — Kurz heraus gered't," fügte er nach kleinem Bedenken hinzu, „ich mach' mir nichts mehr aus dem Klärel."

Worauf Stannes mit großen Augen: „Nun, das ist [illegible]os. Ich mach' mir auch nichts mehr aus ihr."

Pelag fuhr geringschätzig fort: „Ich hab' mir ausgerechnet, daß sie für mich zu alt ist. Hat jetzt schon sechs Jahre mehr als ich, und bis ich Meister werde, mag sie gar schon um vierzehn Jahre älter sein."

Stannes lächelte selig, indem er sprach: „Und ich will Dir's nur gestehen, ich bin seit dem Sonntag in eine Andere verliebt."

„So? darf man wissen, in wen?"

„Es sollt's eigentlich Niemand wissen, aber das Jüngferle heißt Ev' und wohnt in der Schreibergasse bei seiner Großmutter, und einen Vater hat's niemals ge-

habt, wohl aber eine Mutter, und selbige dient in des Becken Haus beim Husarenstall."

„Nun, das ist eine schöne Verwandtschaft, beim Eid! Ich, für meinen Theil, ich hab' die Wahl. Seit ein paar Tagen gefallt mir die Verone ausnehmend, und wenn der Waiblinger nicht hinter ihr wäre . . . aber Dammträglers Genofev' ist auch nicht zu verachten. Sind brave Leute mit Vermögen, — heißt's — und haben wenigstens keinen Russenbaron im Logis. Verstehst Du mich?"

„Auf und nieder versteh' ich Dich, Bruderherz!" rief Stannes und warf sich in die Arme des Kameraden, der für Dammträglers rothhaarige und annoch sehr schulpflichtige Tochter brannte.

Pelag umarmte inbrünstig seinen Stannes und jubelte: „So geht's jetzt aus einem andern Ton! Heute sind wir Männer geworden und lachen heimlich die Gesellen aus, die groben Kerle, die da glauben, nur sie dürften und könnten Schätze haben."

„Und lachen auch die Russen aus, die 's mit Mädeln haben, die schon ein Lehrjung nimmer mag," bemerkte Stannes mit Hochgefühl; „doch hat's das Klärel verdient, daß wir uns zurückziehen."

Pelag bestätigte das Urtheil mit Gewicht: „Sie ist zu alt, zu hoffärtig, zu verliebt. Darum lassen wir sie sitzen. — Aber der Russe sollte auch nicht ungestraft durchkommen und darum schlage ich vor, daß wir das Pärlein dem Meister anzeigen."

Stannes kratzte sich am Buckel und entgegnete verlegen: „Wenn Du doch selber nicht das Herz gehabt hast, dem Meister von selbigem Briefl zu sagen . . .?"

Aber triumphirend erwiederte Pelag: „Du bist eben der dumme Bregenzerwälder, wie schon Anno Eins. An mir ist aber ein Advokat verdorben und ich weiß noch nicht recht, ob ich bei der Schreinerei bleibe, denn es ist schade um meinen Kopf. Jedennoch will ich Dich aufklären im finstern Hirn. Wir müssen nur Beweise haben. Ein Beweis — das ist das Wahre. Und zwar einen Beweis in Fleisch und Bein müssen wir haben."

„In Fleisch und Bein?" stammelte Stannes, hingerissen von Erstaunen, mit offenem Maul.

„Ja, sieh' nur einmal," fuhr sein Professor fort, „wenn wir den Zettel hätten und brächten ihn dem Meister, so wäre derselbe wohl auch ein Beweis, aber sie könnten ihn ableugnen und wir bekämen Mackes und würden fortgejagt, aber wenn wir's so anstellen, daß wir die Beiden einmal beieinander erwischen ... merkst Du? ... so über der Leimpfanne, als wie wir jetzt allein da zusammensitzen ... und führen den Meister dazu ... he, was meinst Du? dann wird wohl kein Leugnen gelten."

„Hm, das wär' freilich brav," meinte Stannes; „aber alsdann könnten wir von dem Russen Mackes bekommen."

„Fürchte Dich nicht. Wir stellen uns unter des Meisters Schutz," sagte Pelag feierlich. „Er soll sich nicht unterstehen dürfen, uns zu schlagen, der Knicker, der uns, seitdem er im Hause ist, auch nicht einen rothen Heller Trinkgeld gegeben. Genug, ich stehe für Alles. Dem Klärel und dem Russen Krieg auf Leben und Tod und unsere Schätze sollen leben und floriren."

Ueber dem dampfenden Leimbrodel gaben sich die Alliirten die Hände. Der Augenblick gebar eine verhängnißvolle Zukunft.

Zweites Kapitel.

Ein Tag der Rückfälle.

Mit der Frühlingsherrlichkeit, deren sich die Stadt am See erfreute, stand in grellem Widerspruch das finstere Mißvergnügen auf der Stirn eines Mannes, der nach langen Stürmen vor Kurzem erst den Himmel in seiner Brust erweckt hatte und allbereits dieses Himmels schon wieder überdrüssig geworden war. Der österliche Ruf zur Freiheit erfüllt nicht nur das harmlose Lämmchen mit Sehnsucht nach der Waide, auch dem lüsternen Geier spannt er den Fittig, den erstarrten, auf's Neue. Nicht allein die sanften Triebe leben auf im Lenz, die rohe Leidenschaft sprengt nicht minder ihre Fesseln.

Es war eine Zeitlang so still und friedlich im ehemalig Rennerle'schen Hause gewesen! Der Glasermeister hatte eine andere Wohnung bezogen. Matthias hatte von Rennerle's Gemächern Besitz genommen und seine ehemalige Wohnung in Werkstätten verwandelt. Des Glasermeisters Stuben und Kammern schienen indessen gar nicht den Herrn gewechselt zu haben. Es ging in ihnen einträchtig und bürgerlich zufrieden her, so wie sie's von Anbeginn gewohnt gewesen waren. Der Mann fluchte

nicht, die Frau keifte nicht, die Kinder hungerten und heulten nicht. Wie am Tage der Fleiß, so zur Nachtzeit herrschte im Hause der gesunde Schlummer eines wackern, genügsamen Völkchens.

Dieser Zustand war in Matthias' Familie ein so ungewöhnlicher, ein so ausnehmend glücklicher, daß er nicht dauern konnte. Er glich der trügerischen Genesung eines Schwerkranken. Just, da man sich verwundert, aber erfreut des Besten versah, untergrub das Verderben still geschäftig das Werk des Heils.

Im Anfang empfand Matthias eine unbestimmte Sehnsucht nach einer freiern Bewegung, sodann träumte er — wachend und schlummernd — von früheren fröhlichen Zeiten des Genusses und von den Freunden und Spielgesellen, die seit Wochen ihm fremd geworden waren. Dann kamen ein paar schlaflose Nächte, in denen die Versuchung und die Ungeduld ihn herb peinigten. Die Ungeduld sang immer das Lied: „Wie magst du verharren, in dem schmählichen Klosterleben?" Die Versuchung lispelte: „Bist du nicht Herr und Meister deines Thuns, sobald du nur willst?" — Matthias kämpfte gegen Verlockung und wilde Wallung des Blutes an.

Er mahnte sich auf, standhaft zu sein. „Hab' ich nicht dem Bruder Hand und Wort verpfändet, nicht meinem Weib und meinen Kindern das Beste gelobt? Ging es nicht gut seit so und so viel Tagen und Wochen? Wir leiden nicht Mangel, der Bruder sorgt für Alles. Die Arbeit macht mir Freude und ein zufriedenes Kopfkissen. Ich bin gesund, gesünder als vor Zeiten ... warum also die Schwermuth und der Ueberdruß?" —

Diese Betrachtungen hielten den Geplagten noch im Geleise.

Leider war er allzu gesund; sein Blut rollte von Tag zu Tag leichtsinniger. — In seinen Kämpfen war kein Sieg, denn er verlor tagtäglich Boden an die Feinde. Er kapitulirte bald mit denselben über Das und Jenes. Nach so langem Zwang werde doch ein Stündchen des freiern Wohllebens erlaubt sein? So viele angesehene und rechtschaffene Leute machten sich dann und wann zu lustiger Gesellschaft — warum sollte es ihm verwehrt sein? Das Frühjahr sei ja vom Herrgott so schön eingerichtet, damit sich die Menschen daran freuen sollten. Es sei zwar recht, daß er — Matthias — jetzt an Sonntagen sein Weib spazieren führte, aber gerade deßwegen werde wohl erlaubt sein, einen oder den andern Abend mit Männern und klugen Freunden hinzubringen? Geschiedte Handwerker und Gewerbsleute seien doch für den verständigern Mann eine passendere Gesellschaft als das Weib, das ja Tag für Tag ihm auf den Fersen sitze.

Endlich hielten den erliegenden Matthias nur zwei, im Grunde lächerliche Bedenklichkeiten falschen Ehrgefühls von einem Sprung über die Schranke zurück. Er fürchtete, von den Freunden, die er, die ihn aufgegeben, bei seinem Wiedererscheinen in ihrem Kreise ausgelacht und verhöhnt zu werden. Er schämte sich zugleich, mit magerem Beutel aufzuziehen und den lockeren Brüdern hungrig nachstehen zu müssen, denn sein Bruder gab, der Verabredung gemäß, nur das Nothwendige zu Matthias' Haushalt her und dieses Geld verwaltete Matthias' Weib mit der Sparsamkeit einer ängstlich besorgten Mutter.

Während dessen wurde aber der Frühling von Stunde zu Stunde üppiger. Matthias hörte von den Nachbarn, wie herrlich sich's in der Schweiz saß oder auf dem Fürstenbergle beim guten Bier; er sah, wie seine Arbeiter sich lustig tummelten, den Feierabend zu genießen; er hörte in stiller Nacht die munteren Gesänge der in Rotten heimkehrenden Spaziergänger ... Schmerzlich der ungebundenen Vorzeit sich erinnernd, floh ihn beim Essen der Appetit, der Trunk bei Hause behagte ihm nicht mehr, die Sonne und der blaue Himmel ärgerten ihn. Er hätte gern eine Sinflut über die Stadt gezaubert, hätte gern allen übrigen Menschen die Lust des Frühlings zu Wasser gemacht, da er die Lenzfreude nicht genießen sollte.

Da saß er eines Tags, den langverhaltenen Groll in der Brust, und redete an seine Kammerwand die Klagen hin, die er gegen Jedermann bisher verschwiegen hatte. Fridolin war da gewesen und hatte den Fabrikarbeitern ihren Wochenlohn ausgezahlt. Lärmend und jubelnd waren die schwarzen Gesellen abgezogen, der zum Liebchen, jener zum Tanz; der in's Freie, jener in die Schenke. Fridolin war nicht lange geblieben und hatte dem Bruder aufgetragen, die Rechnung des Monats in's Reine zu schreiben. Erkleckliche Zahlen lagen vor dem grollenden Matthias, so viele Gulden und Kreuzer, aber leider nur auf dem Papier. Matthias sollte rechnen, während seine Arbeiter sich erlustirten!

„Da sage mir noch einmal Einer, des Spießbürgers alltägliches Einerlei sei ein Glück!" rief er, die Feder unmuthig hinwerfend; „mir kommt das langweilige Spelunkensitzen vor wie eine Säge, die langsam und

qualvoll mir Kopf und Herz zumal durchschneidet. Ich werde ein Narr, wenn ich's länger aushalte!" — Er schlug sich vor die Stirne, daß es puffte, und fuhr noch ingrimmiger fort: „Unglückseliger Tag, an dem ich mich verheirathete, um mir das Weiberjoch auf den Hals und Kinder in die Welt zu setzen! Doppelt unglücklicher Tag, an dem ich meine Freiheit verschleuderte und mich wie einen strafpflichtigen Buben in die Vormundschaft meines Bruders begab! Da sitz' ich nun, armselig, ohne Geld, ohne Willen, ohne Erheiterung, ohne Muth und ... leider Gottes, ohne Freunde! Mein Bruder, ein eigensüchtiger Hofmeister, meine Schwestern spröde und herzenskalte Jungfern, mein Weib ein geiziges Hausgespenst, meine Kinder lieblose Quälgeister ... und nirgends mehr ein Freund ... nirgends mehr! Was gäbe ich darum, wenn nur einer von den alten Brüdern käme, mich aufzumuntern und wieder den alten Burschen aus mir zu machen! Aber — habe ich denn etwas zu geben? Bin ich nicht kahler als eine Kirchenmaus? Wer wird mir helfen? Vor Zeiten gab's noch hie und da ein Teufelchen, das einer armen Seele Geld und Gut und aller Welt Freude in's Haus trug ... aber heutzutage? Ich sag', ich werde ein Narr, wenn ich an mein Elend denke, dem kein Absehens ist!"

Und wenn dann Einer, nach dem alten Sprüchwort, den Teufel an die Wand malt, so kommt derselbe nicht selten in einer oder der andern Gestalt. Das sollte auch Matthias erfahren.

Poch, poch, ging's an der Kammerthüre. Matthias fuhr etwas zusammen und lauerte. Noch einmal pochte es und hinterdrein kam die Frage: „Bist Du denn

nicht daheim, Matthias, oder warum antwortest Du nicht?"

Mit einem leidenschaftlichen „Gott sei Dank!" — er hätte ganz anderen Mächten danken sollen — sprang Matthias von seinem Stuhle. Die Stimme gehörte einem allzu lang Vermißten.

In der That war es der Schreinermeister Merkel, der wieder einmal — nach einer kleinen Ewigkeit des Außenbleibens — über die Schwelle seines verzweifelnden Gevattermannes schritt!

Sein Benehmen war das eines leisetretenden Besuchers, vermischt mit der Patzigkeit eines gekränkten Gesellen, dem man einst das Haus verboten und der als ein Unentbehrlicher dort wieder einzieht.

„Ei, ei," hob er an, „sitzen wir da in einer pennsylvanischen Kerkerzelle, wo Schweigen und Beschämung Trumpf sind? Kennen wir unsern Bruder und Herzensfreund gar nicht mehr?"

„Ach — ach — mein lieber, herziger Gevatter!" schrie Matthias auf und fing an zu heulen und warf sich ohne Umstände an den Hals seines alten Musterfreundes.

„Nun, nun, was wär' mir denn das?" fragte Merkel mit rauher Stimme. „Flennt der Mensch nicht wie besessen? Pfui, schäm' Dich, Männle. Hast ja nicht Ursach' zu greinen! Du lebst wie der Vogel im Hanfsamen, als ein gehorsamer Familienvater und demüthiger Bruder. Die Einsamkeit hat Dich völlig fett gemacht, auf meine Seele! Aber warum denn heulen? Hab' ich gedacht, ich würde einen vornehmen Herrn finden in Lust und Ueppigkeit, der sich 'was darauf zu gute thut,

daß er seinen lockeren Brüdern und Wirthshausfreunden den Abschied gegeben. Hab' nicht gemeint, daß Du mich nur wieder erkennen würdest vor lauter Tugend und Ehrbarkeit . . . ! Und jetzt . . . ?"

„Ach schweig' doch mit Deinem Spott!" fiel ihm Matthias in die Rede; „ich habe Dich niemals verleugnen wollen . . . aber Du bist ja so eigensinnig weggeblieben, da ich krank war, da ich schwach war, da ich ein Sklav' geworden . . . So lang hast Du mich verlassen können?"

„Närrle, jedwed Ding hat sein nisi," bemerkte der Schreiner weise. „Wie hätt' ich's anstellen sollen, bis zu Dir zu dringen? Seit jener Nacht im Fuchsloch . . . Du weißt noch? — warst Du krank und gehalten wie ein Gefangener. Ich wäre gern gekommen, Dich heimzusuchen — aber da war erstens der Rennerle immer um die Wege, der leidige Kog, den ich nicht schmecken kann, und der schon von je mich gegäbelt *) hat bei jedem Anlaß. Und zweitens Dero hochehrwürdiger und ehrbedürftiger Herr Bruder, der vor unsereinem herumsteigt, wie der Gockel auf dem Mist; und drittens Dein Weib mit dem essigsauren Angesicht und mit den verdächtigen Polizeidienersaugen. Ein ehrlicher und friedfertiger Kerl durfte nicht sich unterstehen, einen Fuß zu Dir zu setzen. Heut hab' ich aber mein Herz in beide Hände genommen, denn Deinen Bruder hab' ich aus dem Hause marschiren gesehen und Dein Weib sammt Kindern ist mir begegnet, geputzt wie zu einer Visite."

„Richtig. Sie ist gegangen, die Mex und Klärel zu besuchen."

---

*) Gereizt.

„Holla! dacht' ich mir" — fuhr Merkel fort — „jetzt wär's an der Zeit, einmal nach dem ungetreuen Kameraden zu gucken, und so bin ich hereingekommen. Fürchte Dich eben nicht, ich will nicht mit Dir herumkäsperlen, will nicht spotten, nicht spaßen und Dich auslachen, weil Du schon genug gestraft bist, wie ich sehe. Ich bin nur da, um zu sehen, ob Du bei Leben und wohlauf, und bei der Gelegenheit Dich zu bitten, mir die paar Thaler wiederzugeben, die ich Dir nach dem Fuchslochtraktement geliehen habe. Ich bin leer wie ein ausgeblasen Ei, besitze schier keinen Kreuzer, und die frankfurter Lotterie stellt sich auch an, als ob sie gar keine vernünftige Ziehung mehr zu Stande bringen könnte."

Matthias trocknete geschwind seine Thränen, betrachtete seinen Gevattermann mit großen hellen Augen und fragte: „Die paar Thaler? Geld, das Du mir in jener heillosen Nacht geliehen? Lieber Freund, Du treibst Deinen Spott mit mir. Ich glaube mich zu besinnen, daß ich von Dir etwas Geld verlangte, aber wer mir keines gab, warst Du."

Merkel machte eine Geberde unwillkommener Ueberraschung, drehte die Augen gen Himmel und seufzte: „O du mein Herrgöttle! wie hast Du den Matthias, der einst so brav gewesen, schlimm und falsch werden lassen! Höre, Gevattersmann, zu Deinem unverzeihlichen Benehmen gegen Deine Freunde fehlte nur noch, daß Du mir das baar und ehrlich geliehene Geld ableugnetest!"

„Ableugnen?" fuhr Matthias entrüstet auf.

Aber mit seiner gewohnten Autorität unterbrach ihn Merkel und gebot ihm, zu schweigen. „So verschwöre

wenigſtens nicht Deine arme Seele und Dein biſſel Antheil am Himmelreich!“ ermahnte Merkel den Freund mit ſcheinheiliger Salbung; „ſage lieber ehrlich heraus, daß Du ein Darlehen nicht mehr zurückzahlen willſt, ſo weiß man doch wenigſtens, woran man ſich zu halten hat. — Was doch eine kurze Spanne Zeit und die Zucht von verehrlichen Verwandten aus einem tüchtigen Kerl machen kann! Oder wären dazumal vielleicht Deine fünf Sinne in des Lütenants Krambambulikumpen erſäuft geweſen? Vielleicht . . . ? Ja, ja, gib's zu, um Deiner Rechtſchaffenheit willen — geſtehe, daß Du vergeſſen haſt, was ich Dir zu liebe gethan. Und wenn das iſt . . . ſo will ich armer Teufel meintwegen das Geld verſchmerzen, ſo weh es mir thut und ſo unfreundſchaftlich es von Dir erſcheint, mir das Meinige vorzuenthalten, während Du doch jetzt im Ueberfluſſe ſitzeſt und ich wie der arme Lazarus zu den Füßen des reichen Mannes um den Brocken von ſeiner Tafel bettle.“

Merkel verſtand ſeiner Anrede einen ſo beweglichen Ausdruck zu geben, daß Matthias an ſich ſelber und an ſeinem Gedächtniß zu zweifeln anfing.

„Wär's denn möglich?“ ſagte er kleinlaut; „Du hätteſt mir in der That das Geld gegeben? Mache Ernſt, Gevatter, ich werde ganz konfus . . .“

„Acht Gulden in funkelnagelneuen Fünfbätznern,“ behauptete Merkel ruhig und trocken.

„Ei, ſo ſchlage der Blitz hinein!“ verſetzte Matthias unruhig; „ſo haben ſie mir, während ich ſchlief und krank war, das Geld aus dem Sack geſtohlen! Ja, ja, ſo mag's ſein. Mein Weib hat nicht zum erſten Male meine Taſche geplündert, um mir das Ausgehen zu ver-

leiden. Wahr ist's, ich war nicht ganz sauber im Kopf . . . ja, ja, es mag schon sein, wie Du sagst. Vergib mir, Du alte Seele . . . aber ich möchte Blut schwitzen und könnte Dir dennoch jetzt das Geld nicht zurückgeben. Sieh', mit meinem Reichthum ist's nichts. Sie halten mich wie einen Zuchthäusler und lassen mir nicht ein blutiges Gröschele in den Händen . . . Ach, ich bin ein armer, geschlagener Mann, der Pudel, den Jedermann tritt, der Eckstein, an dem sich Jedermann reibt!"

„So?" begann nun Merkel aus einem andern Ton, der zwischen Mitleid und Verachtung schwankte; „so? dahin ist's mit Dir gekommen? Nun, ich wünsche guten Appetit. Da bist Du schön angekommen. Mit Deinen Freunden entzweit, der ganzen Stadt zum Gelächter geworden, hast Du nicht einmal für Dein armselig Leben etwas gewonnen? Matthies, Matthies, wo hinaus soll das noch? Was soll noch aus Dir werden, Unglücksvogel?"

„Der elendeste Mensch auf Gottes Erdboden!" entgegnete Matthias in heftiger Bewegung; „der, wenn nicht heute oder spätestens morgen sein Zustand sich ändert, sich im See ersäufen oder mit einem Messer die Gurgel abschneiden wird, um nur von der Welt zu kommen. Mit dem Schießgewehr kann ich nicht recht umgehen, sonst würde ich mir eine Kugel in's Hirn jagen. Zum Erhenken hab' ich mir schon einen Platz gesucht, aber in diesem morschen Zuchthause hält ja kein Nagel an der Wand!"

Mit zorniger Faust hatte Matthias auf eine Mauerstelle einen Schlag geführt; der Schlag klang hohl und

mehrere Brocken der Uebertünchung fielen zum Boden nieder.

„Holla!“ lachte Merkel; „da brummt es einen guten Baß! Gib Acht, Du klopfest, wie einst Moses aus dem Felsen, eine Quelle aus dieser trockenen Wand. Möchte es eine von Silber sein!“

„Vorderhand,“ sagte Matthias, „ist nur ein Brett zum Vorschein gekommen. Was thut aber dieses maskirte Holz in der Mauer? 's ist nicht größer als eine Fensterscheibe.“ — Während er so sprach, führte er noch einen Schlag auf das Brett und das morsche Holz wich seiner Kraft. Unter einem Sprühregen von Kalk stürzte es zur Erde. In der Mauer gähnte eine kleine Oeffnung; in der Oeffnung lag — ein Beutel.

Kaum hatte Merkel's scharfes Auge den Gegenstand wahrgenommen und schon streckte der kecke Gevatter die gierigen Hände über des verwunderten Matthias Schultern in die Höhlung und er rief: „Halbpart den Schatz, halbpart, oder ich zeige den Fund an und Du mußt Alles wieder herausgeben.“

Matthias antwortete hierauf hastig: „Meinetwegen, aber laß zuvor sehen, ob auch der Fund der Mühe lohnt . . .“

Beide griffen in die Schnüre des verwitterten Beutels und hoben den Schatz: einen ledernen, durchlöcherten Sack, worin ein kleines Häuflein von Thalern sehr alten Gepräges verborgen lag. Der schimmelgrünen Geldstücke war nur eine Handvoll; im Nu waren sie getheilt. Der prüfende Merkel hatte mit dem Aermel daran gewischt und altes, echtes Silber erkannt. — „Das war schon die paar Blutstropfen werth,“ sagte

er grinsend zu Matthias, der seine Hand ein bischen verletzt hatte und sein Schnupftuch als Verband benützte.

Mit bedenklichen Augen schaute Matthias den Gevatter an und sagte: „Ein Anderer würde glauben, daß Du hexen kannst, Merkel; kaum hast Du von Moses' Stab geredet und alsogleich sprang der silberne Brunnen in's Gemach. Das gleicht wahrlich einem Zauberwerke."

„Und geht doch ganz natürlich zu," antwortete Merkel; „der Schatz — ich wollte wetten — ist zur Schwedenzeit in die Mauer verborgen und dann vergessen worden. Der Eigenthümer mag schnell weggestorben sein, ohne seinen Erben das Geheimniß verrathen zu haben; es gehe ihm dafür recht wohl in jener Welt. Amen. Aber gesegnet sei auch der Anstreicher dieser Wände, der, zu seinem Handwerk abgerichtet wie ein Affe, auch nicht eine Ahnung von dem Versteck hatte, da er hier seine Arbeit verrichtete, wer weiß, wie oft? Ich habe an der Geschichte nur auszusetzen, daß der Schatz nicht größer ist ... achtzehn Stück im Ganzen, neune Dein und neune mein, und der Himmel weiß, was heutzutage diese plumpen Thaler gelten."

Etwas verschämt bemerkte Matthias: „Denke, was mir einfällt. Das Geld gehört uns eigentlich nicht rechtmäßig. Dem ursprünglichen Besitzer wird wohl auf Erden kein Zahn mehr wehe thun; allein ich meine, das Geld gehört zum Hause und Rennerle dürfte darauf Ansprüche haben ... oder gar ... mein Bruder ..."

„O Du zart Gewissen zur Unzeit!" spottete Merkel ihn aus. „Willst Du nicht hinausgehen und den Fund in der Stadt ausschellen lassen? Das Feuer brennt uns

auf den Nägeln ... Gott beſchert uns eine kleine Gabe und wir wollten dieſelbe undankbar von uns weiſen? Dem Rennerle das Geld, ihm, der ohnehin mehr hat als er braucht? Oder gar noch Deinem Herrn Bruder, der doppelt ſo viel wenigſtens hat als der Rennerle? Oder dem Fiskus, der alle Kräfte des Landes zu Gelde münzt und in ſeine Kaſſen zuſammenſcharrt? — Lieber laß uns auf die Brücke gehen und das Geld in den Rhein tragen!“

„Im Grund iſt nicht ſo ganz ungeſchickt, was Du ſagſt,“ meinte Matthias ſchon zugebend; „aber ... wenn meinem Bruder dadurch Unrecht widerführe? ... weißt Du ... er erhält mein ganzes Hausweſen ... und ich weiß nicht, ob ...“

„Geh' mir aus den Augen, Du feiger Geſelle!“ ſchnauzte ihn Merkel an; „die Eingeweide im Leibe drehen ſich mir um vor Deiner Armſeligkeit. Was? Dein Bruder, der Dich in der ſchändlichſten Abhängigkeit mittelſt Hunger und Drohung zu ſeinem Poßler herabwürdigt? Dein Bruder, der Dich ohne einen Rappen herumſiechen läßt, allen Menſchen zum Spott? Der, mit Deinem Weib einverſtanden, Dein Geld, mein Geld aus Deiner Taſche ſtahl? Dienſt Du ihm nur um Koſt und Schlafſtelle? Haſt Du gar keinen Lohn an ihn zu fordern, der Dir von der reichen Erbſchaft eures Vaters auch nicht den Kreuzer gab? Haſt Du an ihn zu fordern, ſo nimm derweilen die paar Gulden auf Abſchlag bis auf beſſere Zeiten; biſt Du abgefunden bis in Ewigkeit, je nun — um ſo eher gebührt Dir der Fund, von dem nicht Hund noch Katze erfahren ſollen. Sei nur einmal vernünftig und hilf mir aufräumen!“

Mit Behendigkeit holte Merkel den Besen aus der Küche, fegte die Kalkfragmente auf einen Haufen und schleppte denselben von dannen. Bei seiner Wiederkehr klopfte er behutsam das Brett wieder in die Oeffnung. Mit geübtem Blick musterte er jeden Winkel und fand irgendwo einen auf Pappendeckel geklebten Kalender und einen Stift. Im Nu hing der Kalender vor dem Brett und deckte vollkommen zu, was zu verdecken war. Unthätig zwar sah ihm Matthias zu, aber die Geistesgegenwart und Rührigkeit des Freundes belebte und ermuthigte ihn dergestalt, daß er, als Merkel fertig geworden, demselben um den Hals fiel, und plötzlich entschlossen und überwunden ausrief: „Du bist ein Haupthahn, das ist wahr, und von jetzt wollen wir wieder Hand in Hand gehen und wenn mein Weib sich darüber bucklig ärgert und wenn mein Bruder aus der Haut fährt. Am Ende hat er mich nöthiger als ich ihn, und ich will nun einmal nicht länger leben wie eine arme Ratte."

„Das ist einmal ein männlich Wort!" belobte ihn Merkel. Als Matthias wie ausgewechselt umhersprang, seinen Sonntagsrock anzog und seinen Hut aufsetzte, fragte ihn der Gevatter: „Nun, was soll jetzt geschehen?"

„Ausgehen, lustig sein, das Elend ein wenig vergessen!" antwortete Matthias mit keuchender Brust.

„Recht so; doch zuvor müssen wir das Geld verwechseln, es würde Aufsehen erregen, wenn wir's im Wirthshause ausgäben."

„Du bist grundgescheidt; aber wohin mit dem alten Plunder?"

„Ich kenne einen Professor, der alte Münzen sam-

melt. Auf der Stelle gehe ich zu ihm. Gib her Deinen Theil, ich bringe Dir gewissenhaft Deine Sach'. Mache Du Dich Deinerseits davon, ehe Dein Weib wieder einzieht und Dir Verdruß macht."

„Gern, gern; aber wohin? Ich traue mich kaum allein dorthin, wo Bekannte sitzen. Beim Spiegelbeck, im Steinböckle, im Schiff und im Sack würden sie mich auslachen, wenn ich nicht mit vielem Gelde mich einstellte."

„So geh' indessen in's Röhrlebad; ein stiller Weg an der Stadtmauer hin. Dort wird's noch leer sein. Dort treff' ich mit Dir zusammen, denn mein Professor geht erst spät aus, sein Süppchen im Barbarossa zu speisen."

„Wohlan denn, in's Röhrlebad. Laß nicht lange auf Dich warten und bringe soviel Geld als Du kannst, daß wir vor unseren Freunden Ehre haben."

„Gewiß, gewiß. Neben mir hast Du die Spötter nicht zu fürchten. Sie sollen ihre Mäuler halten oder es geht ihnen nicht gut, beim Eid! Geschwinde nur, komm'! Mir ist, als witterte ich schon Deine werthe Familie in der Nähe."

Die Ermahnung war kaum vonnöthen. Matthias lief mit brennendem Kopf in's alte Leben hinein. Den Schlüssel des Hauses übergab er einem Nachbar, um ihn der Frau bei ihrer Rückkehr zuzustellen. Er selber sprach zum Nachbarn von wichtigen und dringenden Geschäften. Während Merkel links in die Stadt hineinging, wendete Matthias rechts zum sogenannten Eselsthurm und schlüpfte längs der Stadtmauer und ihren Seilerstätten in das tief am Rhein gelegene Revier des Röhrlebads. Vor

diesem hinter Bäumen beinahe versteckten Hause flüsterte er sich zu: „Faß dir ein Herz und denke nicht mehr an Plage und Sorgen. Lustig gelebt und selig gestorben . . .!“ — Sichtbar ermuthigt und gehoben durch dieses Kernsprüchlein warf er sich in das Haus und in die Gaststube. — —

Fridolin ahnte indessen allerdings nicht das Geringste von dem bösen Rückfall seines Bruders. Er wünschte im Gegentheil der Frau des Matthias, die er in seinem Hause bei seinen Schwestern zum Besuch fand, von Herzen Glück zu der andauernden Sinnes- und Sittenänderung ihres Mannes, versprechend neuerdings, seinerseits Alles und Jedes zum Wohl des lieben Bruders beizutragen. Dann zog er sich in seine Stube zurück und versuchte durch allerlei Arbeit mit der Feder den Unmuth zu zerstreuen, der ihm, je befremdlicher der Anlaß dazu gewesen, um so nagender am Herzen saß. Er war durchgefallen in der Ausschußwahl. Durchaus nicht ehrgeizig von Natur, hätte er sich nicht das Geringste daraus gemacht. Aber daß einige Freunde, — eben die, die ihn bestürmt und bestimmt hatten, sich auf die Liste der Kandidaten setzen zu lassen, ihm nun kalt den Rücken drehten und mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit der Niederlage zusahen, kränkte den schlichten Fridolin. Daß seine Gegner, statt mit ihrem Siege still zufrieden zu sein, sich darüber höhnisch und schadenfroh vernehmen ließen, verletzte ihn nicht minder. Ein zweiter Angriff gegen ihn hatte im Kreise des Ausschusses beim Bürgermilitär stattgefunden. Die Mitglieder des Komites hatten zum größten Theil erklärt, austreten zu wollen, wenn Schwertberger seinen Posten darin ferner behaupten

würde. Das „Warum" wurde nicht offen und redlich ausgesprochen; nur oberflächlicherweise deuteten die Feinde an, Fridolin habe durch die ungewöhnliche und nicht schickliche Ausdehnung seines Geschäfts zum Nachtheile vieler Mitbürger das Vertrauen der letzteren eingebüßt. — Endlich hatte der über all' diese vom Himmel gefallenen Widerwärtigkeiten bestürzte Meister erfahren müssen, daß sogar der Undank sich gegen ihn mit ungerechten Waffen gerüstet. Die Sage ging, der Schreiner Hamberger, dem Fridolin den vortheilhaften überlinger Akkord ohne Gewinnst und Provisionsabgabe übertragen, murre sehr über angebliche Nachtheile und Schaden, worein er durch Fridolin's Ueberredung und Vorspiegelung gekommen sei. Dieser letztere Undank war dem guten Fridolin, der so redlich und uneigennützig in jener Sache gehandelt, der peinlichste Verdruß. Er hatte Alles so gut gemeint, er hatte geglaubt, eine Christen- und Bürgerpflicht zu erfüllen, indem er dem fleißigen Anfänger übertrug, was älterer Meister Trägheit und Vornehmthun verschmäht hatten. Und nun dieser Lohn...!

Aber nicht lange grübelte in Verbitterung Fridolin diesen Unannehmlichkeiten nach. Die Wahlniederlage verschmerzte er gern und strich von der Tafel seines Gedächtnisses die Veranlassung dazu, sich in die Hand versprechend, gewiß nicht mehr nach einer öffentlichen Stellung zu trachten und wenn ihm die ganze Welt zureden möchte. Den Uebelstand mit der Kommission des Bürgermilitärs beendete er auf der Stelle, indem er in einem vollkommen ruhig gehaltenen Schreiben seinen Austritt anmeldete, ohne nur einen Beweggrund dafür anzugeben. — Dem vorlauten Hamberger verzieh

er die üble Nachrede und ebenso dem furiosen Wapler, und ebenso dem Merkel, dem Herrn von Natron und überhaupt Allen, die ihm als Tadler, Anstifter und Schürer in dieser Sache bekannt geworden waren. — „Wenn sie mich hassen," sagte Fridolin endlich heiter und gefaßt zu sich selber, „so wissen sie nicht, warum sie's thun, und sie werden einmal ihr Unrecht einsehen. Was soll aber mir der Haß, mir, der ich schon unglücklich bin, wenn ich nicht mit aller Welt in Frieden lebe? O nein, ich will das Gift der Unversöhnlichkeit nicht verschlingen, um mir selber das Herz abzudrücken. Ist mir doch niemals eingefallen, einem Menschen lange zu zürnen! . . . Dennoch, halt! . . . was ich da rede, ist nicht völlig wahr! . . ."

Da gedachte Fridolin eines Menschen, den er — 's war nicht lange her — theilnahmlos, ja sogar drohend von seiner Thür gewiesen. Und er bereute, wie schon bald nach der Wegweisung, seine rasche Handlung, die, wenn auch nicht ungerecht, doch seiner unwürdig gewesen war. — „Der arme Teufel!" sagte er, auf und ab gehend und hin und her sinnend; „wo jetzt der unglückliche Bursche wohl stecken mag? Ich glaube nicht daß er in seine Heimat reiste, denn der Mensch ging immer mit Lügen um; . . . es wird umsonst sein, mich dort nach ihm zu erkundigen; . . . aber gerne möchte ich an dem Irrwald wieder gut machen, was ich unbarmherzigerweise gethan, indem ich ihn ohne Geschenk, ohne Wegzehrung in der äußersten Dürftigkeit weiter ziehen ließ. — Hat's freilich nicht an mir verdient, der schlimme Gesell; . . . aber was kann er am Ende für seine armselige Natur, für sein grundfalsches Gemüth? Schwach

und befangen und zum Bösen geneigt sind wir ja Alle, und nicht immer ist rechtschaffener Eltern Beispiel bei der Hand, unsere schlechten Neigungen in friedliche und ehrliche Gewohnheiten umzuwandeln! . . ."

„Spazieren Sie nur da herein," sagte der Waiblinger, indem er mit handwerksvertraulicher Unbefangenheit des Meisters Stubenthür aufmachte; „da ist Herr Schwertberger." — Er sagte es und verschwand.

Dem Meister gegenüber stand freundlich lächelnd der Obervogt Wedel.

Wäre nicht dieses freundliche Lächeln gewesen — eine auf dem Gesichte des Hypochondristen ziemlich seltene Erscheinung — Fridolin würde im Innersten erschrocken sein, in der Meinung, der Obervogt komme, ihm Kunigundens Tod zu verkündigen. — Das Lächeln beruhigte ihn jedoch, bis er nach und nach merkte, daß eine unbarmherzige Prüfung sich dahinter verbarg.

Der Obervogt freute sich, in Konstanz die Bekanntschaft mit Schwertberger, die er zu Ueberlingen gemacht, wieder zu erneuern. Er brachte nebstdem einen freundlichen Gruß von seiner Frau, und ging, wie stets sein Brauch war, alsobald auf seine theils wirklich vorhandenen, theils eingebildeten Körperleiden über. Endlich eröffnete er dem verwunderten Meister, wie er gefunden, daß die Luft zu Ueberlingen ihm und seiner Brust noch weniger zusage, als das Klima von Konstanz, daß seine Frau ebenfalls seit Eintritt des Winters kränkle und blaß und mißvergnügt umhergehe, und daß er sich — namentlich auch um anderer Verhältnisse willen — daher entschlossen habe, seinen Wohnsitz nach Konstanz zu verlegen. Schon sei ihm durch eines Freundes, des Herrn

von Natron Vermittelung der Kauf eines angenehmen Hauses in der Nähe des „Barbarossa“ in Aussicht gestellt worden und er komme jetzt selbst, sich mit dem Eigenthümer möglichst zu einigen. In ein paar Stunden werde die Sache entschieden, der Handel abgemacht sein. Dann müsse noch im Laufe des Frühjahrs der Umzug bewerkstelligt werden. „Und Sie sollen uns möbliren,“ sagte zum Schluß der Obervogt; „Sie und kein Anderer, lieber Freund und geschickter Meister. Ferner — sobald wir im ersten — dem bewohnbaren Stockwerk des Hauses eingerichtet sein werden, sollen Sie die anderen zwei Etagen sammt dem Erdgeschoß nach einem neuen Plane mit Ihrer Geschicklichkeit bedenken, neue Böden legen, zierliches Getäfel anschlagen, Luxus- und Nutzgeräthe aller Art besorgen. Wir setzen etwas darein, mit Ihnen zu thun zu haben. Sie haben, wie mir alle Welt sagt, in Paris Geschmack und einen höhern Sinn für Ihre Arbeiten sich zu eigen gemacht. Meine Frau will gerade nur aus Ihren Händen unsere ganze Ausstattung empfangen.“

Dem Meister war keineswegs wohl zu Muth. Er stammelte Allerlei von großer Ehre, von besonderem Vergnügen, aber auch von kärglich zugemessener Zeit, von Ueberhäufung mit Arbeit und was der Ausflüchte mehr sind. Aber der Obervogt ließ die schüchternen Ausreden nicht gelten. „Kein Wort mehr!“ rief er, „die Sache ist abgemacht. Sie werden doch uns nicht den Verdruß anthun, das Geschäft auszuschlagen? Das könnte angehen, wenn Sie mit einem Mann, wie der Badwirth zu Ueberlingen ist, zu thun hätten. Nach meinem Urtheil haben Sie Recht gethan, jenen Akkord abzutreten.

Der Kunde ist unangenehm grob und hat alle Tage etwas Neues, womit er seine Lieferanten und Akkordanten plagt. Ihr Stellvertreter weiß ein Lied davon zu singen . . .“

An Hamberger's Undank und das Gerede der Leute denkend, fand Fridolin plötzlich, daß er schon um derselben Leute willen den Akkord mit dem Obervogt nicht wohl ausschlagen und von der Hand weisen dürfe. Sie sollten ihn, meinte er, nicht der Fahrlässigkeit zeihen und nicht glauben, er versäume etwas an den Pflichten seines Gewerbes und an der Sorge für sein Haus.

Gerade als wüßte er, was in Fridolin's Kopfe vorging, setzte der Obervogt hinzu: „Mir ist wohl bekannt, daß es Personen gibt, die da behaupten, Meister Schwertberger arbeite nur nach Laune und Gunst, wie und für wen es ihm just gefällt. Aber meine Frau leugnet das und hat mir versichert, die Hoffart, die man Ihnen andichtet, sei gar nicht bei Ihnen anzutreffen. Das glaube ich auch, obschon Sie uns in Ueberlingen trotz unserer herzlichen Einladung nicht die Ehre, uns zu besuchen, angethan haben. Hätte ich dem Wapler geglaubt, dem fetten Verleumder, der sich noch nicht zufrieden geben kann, daß Sie ein Geschäft aufgegeben haben, bei dessen Uebernahme er den Mäkler machte . . . gewiß, ich wäre nicht bei Ihnen. Auch der Herr von Natron wollte mir einen andern Meister vorschlagen und sprach gar Manches von Ihrem sogenannten Stolz, von Ihrer Bequemlichkeit und daß Sie, eigentlich ein Wagenfabrikant geworden, die Schreinerei nur nebenhin noch betreiben. Allein ich kenne meinen Freund und seine böse Zunge. Ihm ist nicht wohl, wenn er nicht zu sticheln und zu

tadeln und zu warnen fände an jedem Ding in dieser Welt. Er meint's nicht eigentlich böse, doch hat er schon manchen Menschen hier in Mißkredit gebracht. Mit Ihnen ist ihm das bei mir nicht gelungen. Darum thun Sie jetzt das Ihrige, wie ich das Meinige gethan, und geben Sie mir Ihre Hand."

Ueberwunden und all' seinen innerlichen Befürchtungen zum Trotz schlug Fridolin herzhaft ein. Der Obervogt sprach sodann: „Sobald der Kauf im Reinen, geht's an unsern Vertrag. Sie sollen sehen, daß wir gut miteinander auskommen werden und Beide unsern Vortheil finden. Mir ist die Einigung lieb. Ich hätte mich im entgegengesetzten Fall kaum mehr vor meiner Frau sehen lassen dürfen. Sie bestand durchaus auf Ihnen. Ihrem Haus ist sie mit Herz und Seele zugethan. Nun, sie hat auch Grund und Ursache dazu. Ihre Eltern, lieber Schwertberger, haben viel für Eberles gethan. Die Gutthat fand bei meiner Frau ein dankbar Herz, das einzige in der ganzen Familie, die mir jetzt auf dem Halse liegt. Zum Theil, um die Alten unterzubringen, kaufe ich das fragliche Haus; sie sind mürb geworden und kein Mensch gibt ihnen mehr Arbeit. Die Söhne, leider Gottes, werden, statt ihre Eltern zu unterstützen, noch manches Jahr an meinem Beutel hängen ... ich wollte, ich hätte Holzhacker aus ihnen gemacht; es sind nichtsnutzige Buben ohne Gefühl und Erkenntlichkeit. Dennoch liebt meine Frau diese Brüder mit überschwenglicher Zärtlichkeit ... liebt sie wahrhaftig um ein gut Theil mehr als selbst mich ... aber ich bin ein guter Narr und muß der Frau eben Alles zu Gefallen thun."

Fridolin war bei dieſer Rede wie auf die Folter geſpannt. Der ſeltſamſte Kampf von widerwärtigen Empfindungen tobte in ſeiner Bruſt. Er bereute faſt, ſein Wort gegeben zu haben ... ihm ahnte ein nahe bevorſtehendes Unheil ...

Der Obervogt war jedoch nicht der Mann, der etwas nur zur Hälfte that. Sein drängender Eigenſinn, ſein Ungeſtüm, ſein Kommandirweſen waren weltbekannte Dinge. Mit ſeinem Hetzen und Treiben wußte er Frau und Freunde und Untergeordnete in Verzweiflung zu jagen. Auf ſolche Art kurirte er jetzt den Schreinermeiſter von ſeinem Schwindel und ſeiner Folterpein. „Allons!“ rief er, „ziehen Sie ſich an, kommen Sie mit und beſehen Sie ſich mit Kenneraugen das Haus. Der Baumeiſter erwartet uns auf dem Platze. Die beiden Herren können ſodann alſogleich als Zeugen den Kaufvertrag unterzeichnen. Kommen Sie, preſſiren Sie ſich. Noch ehe der Abend hereinbricht, will ich mit dem ganzen Handel zu Ende ſein.“

Sich zuſammennehmend folgte Fridolin in der That dem Obervogt und in einer Stunde war das verkäufliche Haus des Obervogts Eigenthum. Fridolin ſagte vorderhand ſeiner Schweſter Mex kein Wort von dieſem Vorgang. Um ſich jede Veranlaſſung dazu abzuſchneiden, erſchien er nicht beim Nachteſſen und brachte ſeinen Abend auf dem ‚Barbaroſſa‘, Billard ſpielend, zu. — Mex ſah des lieben Bruders Ausbleiben ungern; die trauliche Abendſtunde war ſo ziemlich die einzige, die den Geſchwiſtern erlaubte, recht von Herzen miteinander zu ſprechen und zu ſcherzen. — Klara hingegen war mit Fridolin's Abweſenheit zufrieden. Unter dem Vor-

wand, Muselmann's Töchter zu besuchen, ging sie nach dem Abendessen fort; doch verweilte sie nur kurze Zeit in der angegebenen Visite. Eine halbe Viertelstunde später stand Klärchen mit pochendem Herzen und ängstlich in ihren Schleier vermummt auf dem öden Platze zwischen Husarenstall und Jesuitergraben, wartend im tiefen Dunkel auf Einen, der schon längst hätte eintreffen müssen. Das Ungeziemende einer solchen Zusammenkunft hinterm Rücken aller Leute, bei sternenleerer unwölkter Nacht, stieg der Harrenden, die ohnehin so gern mit ihren Gefühlen wechselte, sehr beklemmend zu Kopf und Seele. — „Der Verräther!“ seufzte sie ein paarmal; „er macht sich lustig über mich, er verhöhnt mich! ... Wie abscheulich! Auf seinen Knieen hat er das Rendezvous von mir erbettelt und eben er ... bleibt aus?“

Der aufgeregte Stolz der Jungfrau wollte ihr guter Engel werden. Sie nahm plötzlich Abschied von dem dunklen Platz und schickte sich zum Heimgang an; aber der böse Geist führte sie schnurgerade dem Versucher in die Arme. — Bei der großen Rathhauslinde trat ihr Pavianowitsch entgegen und umfaßte sie. Ungeduldig, beleidigt und erschreckt machte sich Klara heftig von ihm los. „Was unterstehen Sie sich?“ fragte sie mit erstickter Stimme.

Pavianowitsch flötete entgegen in seiner verführerischen Manier: „Himmlische! im Vergeben liegt Ihr höchster Triumph. Vergeben Sie mir demnach, was ich unschuldigerweise gesündigt. Von einem zudringlichen Besuch aufgehalten, komme ich um fünf Minuten zu spät; von dem Drang meines Herzens hingerissen, habe ich den Engel meines Lebens an meine Brust gedrückt. Das

ist mein ganz Verschulden! Strafen Sie mich, aber verzeihen Sie mir!"

Mit diesen Worten hatte Pavianowitsch seine Schöne wieder auf den bestimmten Platz zurückgeführt. Halb besänftigt fragte Klara: „Was haben Sie mir zu sagen, Herr Baron? Sie nöthigten mir eine Zusage ab, die ich schon bitter bereue. Einen unbesonnern Schritt als ich, kann ein Frauenzimmer von Ehre nicht thun. Ersparen Sie mir eine länger dauernde Beschämung und sagen Sie geschwinde, was Sie bewog, mir diese geheime Unterredung abzuschmeicheln?"

Pavianowitsch wollte seine Rechte um des Mädchens Taille schlingen.

Klara weigerte sich dessen. — „Ich verbitte mir alle Vertraulichkeit," sagte sie trocken. „Das schickt sich nicht. Reden Sie."

Pavianowitsch schnitt ein böses Gesicht, das die Nacht gnädig verbarg; dennoch bot er dem Mädchen sehr ehrfurchtsvoll den Arm. Auch für dieses bedankte sich Klara und wandelte frei neben dem leisetretenden Herrn hin. Pavianowitsch hustete verlegen, sendete rechts und links seine scharfen Blicke aus. Da war aber nirgends eine Bank, die als Ruheplatz hätte dienen mögen. Dann und wann kam vom Kasino her eine heimwandernde Männergestalt unfern von dem Pärchen vorüber. Ja sogar eine Wäscherin, mit einer Laterne versehen, schlich um die Ecke des Rathhauses an den Graben hinunter, um nach ihrem Waschkahn zu schauen. Man mußte gewaltig auf der Hut sein und im ganzen römischen Reiche war noch nie ein Platz so ungeeignet zu einem entscheidenden Stelldichein ermittelt worden: Klara's Wahl,

der eben jetzt Pavianowitsch in seinem Innersten heftig zürnte. Indessen mußte doch — wie unvollkommen auch — der Augenblick benützt werden, und weil denn unmöglich war, in solchen Umgebungen die ganze Skala der Verführungskünste nach allen taktischen Regeln durchzumachen, so nahm sich der Herr Baron vor, den großen entscheidenden Streich gleich mit einem Male zu führen und anzufangen, womit Andere gewöhnlich endigen. Die Originalität dieses Verfahrens durfte einen günstigen Erfolg voraussetzen. So sprach denn Pavianowitsch, im Kreise umherwandelnd neben seiner Geliebten: „Süßes, herrliches Geschöpf! Wohl bedürfte es einer größern Einsamkeit und eines nächtlichern Dunkels noch, um mir den Muth zu geben, den heißesten Wunsch meiner Seele Ihnen vorzutragen, denn ich bin unwürdig, zu erhalten, wonach ich verlange, und meinem sehr geringen Werth dürften Sie gar leicht Unbescheidenheit vorwerfen. Allein ... die Würfel mögen fallen, wie sie wollen, ich werfe sie hin, die launische Fortuna um Hülfe und Beistand anrufend. Ist mir das Glück hold, was ich, redlich gesagt, kaum hoffen darf — nun, so wird mein Leben freilich in Himmelsseligkeit verwandelt und ich habe an das Schicksal keine Frage mehr zu stellen. — Wäre jedoch das Glück mir feindselig ... gut, so mache ich ein Ende mit dem ganzen Leben, das mir ohnehin nur eine fortgesetzte Tantalusqual und Sysiphuspein sein würde. Dort ist der See, hier haben Sie mein Loos zu entscheiden ...; ehe wiederum der Morgen leuchtet, muß ich ein Gott oder eine Leiche sein!“

„Ei, daß sich doch der Himmel erbarme!“ rief Klara in scherzendem Tone. Dennoch war sie mehr erschreckt,

als zum Spaß geneigt. Aehnliche Todesandrohungen verfehlten niemals ihren Zweck bei dem empfindsamen, schwachen und wunderlichen Mädchen. — „Wenn ich Sie nur recht verstände!“ setzte sie klagend hinzu. „Sie reden mir zu hoch und gelehrt. Was sagten Sie von dem Dandalus und dem Sifessus?“

Pavianowitsch ärgerte sich ein wenig ob der so prosaischen Unterbrechung und erklärte alsdann seiner Zuhörerin: „Meine Theure! Tantalus war ein Prinz von Griechenland, der während seines ganzen Lebens das Unglück hatte, beständig seinem Liebchen nahe zu sein und nicht eine Fingerspitze desselben berühren zu dürfen. Syfiphus hingegen, ein König aus Armenien, wäre gern, um seine Ruhe zu gewinnen, seiner Holdschaft ledig gewesen; aber wie oft er auch das süße Joch vom Nacken warf, — immerdar rollte es wieder auf denselben Fleck zurück. Verstehen Sie, was es heißt, zu lieben und nicht erhört zu werden? Liebesketten in trostloser Verzweiflung tragen zu müssen, ohne sie zerbrechen zu können? Ich bin in diesem grausamen Fall, wenn Sie mir ein ‚Nein‘ erwiedern, statt des ersehnten ‚Ja‘.“

„Mein Gott, Sie machen mir angst und bange!“ rief Klara wiederum und zwar im vollen Ernst erschrocken und verzagt. Sie wußte nicht, was das leidenschaftliche Vorspiel zu bedeuten haben möchte.

Aber mit demselben hinreißenden rednerischen Eifer fuhr Pavianowitsch fort, gerade als ob der lauterste Quell der Wahrheit seinem allzu vollen Herzen entspränge: „Mit einem Wort — ich muß es aussprechen und wenn der Erdball darüber zu Grunde ginge — ohne Sie, meine englische, himmlische, göttliche Klara, ohne Sie ist mir

das Leben eine Bürde, eine Schmach; und Sie müssen die Meinige werden, wenn ich athmen, wenn ich sein wenn ich selig werden soll . . . !"

„Herr Baron!" erwiederte Klara betroffen und wich einige Schritte zurück; „was fällt Ihnen ein?"

Pavianowitsch war einmal im Zug und wie ein feuriger Strom ging's aus seinem Munde: „Sie haben Unrecht, Geliebte, wenn Sie meinen, diese meine Betheurung schließe nur ein Atom von Unziemlichkeit in sich. Wahrlich . . . ein reineres, ehrlicheres Wort hab' ich noch nie gesagt! — Zwar frage auch ich mich selber erstaunt, was mir einfällt, wenn ich Sie auffordere, mir am Altar Ihre Götterhand zu reichen . . . denn wer bin ich? welche Fürsprache habe ich und welche Verdienste? welche Ansprüche auf eine Schönheit, die auf dem nächsten besten europäischen Thron, ja selbst auf dem kaiserlichen Stuhl meines erlauchten Herrn und Gebieters zu sitzen würdig wäre! Aber — es ist einmal so, die echte treue Liebe macht blind, macht übermüthig, macht rasend. Vergeben Sie der Raserei der innigsten Liebe. Ich habe Ihnen nur ein bescheidenes Loos zu bieten; mein Rang ist nur der eines Staatsraths, mein Adel kann nicht wohl älter als drei Jahrhunderte angeschlagen werden; ich habe nur eine Besoldung von sechstausend Rubeln und einige Diäten auf meinen Reisen . . . ; meine Güter bestehen in einem großen Hause in Moskau, einem Palast in Bukarest und einem Schloß sammt Park und Dorf, sammt Wald und See an der siebenbürgischen Grenze. Der Alexander-Newskyorden ist mir schon zugesagt und am Ende meiner Missionen eine Gratifikation von hunderttausend Silberrubeln oder fünfzig-

tausend Dukaten gewiß. — Das ist Alles, was ich Ihnen anbieten kann ... nämlich von irdischen Gütern und Vortheilen; wenig, ungenügend, ein Bettel, wenn Sie wollen — aber ... mein Herz ist mehr werth, beste Klara, und Ihr künftiger Gatte möchte eben nur seinem Herzen das ungeheure Glück verdanken, dem er freventlich nachstrebt!"

Während dieser Worte hatte Pavianowitsch sich der beiden Hände Klara's bemächtigt und drückte dieselben gewaltig an seine hochathmende Brust. Das Klopfen des reichen Herzens drang bis zu Klara's Ohr, und eben dieses Ohr empfing einen feurigen Kuß, den Pavianowitsch dem Munde des Mädchens zugedacht hatte, welcher Mund sich ihm entzogen.

„Was machen Sie, Herr Baron?" sagte Klara mit zärtlichem Vorwurf und rang sich frei. „Wie soll ich Ihnen glauben, Herr Baron? Wenn ich auch zu bekennen hätte, daß Ihr Werben mir nicht ungefällig sei — wie kann, wie darf ich Ihnen vertrauen, von dessen Besuchen bei Madame Maulbeer die ganze Stadt redet?"

„Ha! wehe den bösen Zungen dieser Stadt, die in der höflichen Geselligkeit von Weltleuten immer eine Sünde oder eine Thorheit zu sehen behaupten!" rief Pavianowitsch und reckte die Schwörfinger in die schwarze Nacht hinauf: „Ich betheure Ihnen bei meiner Ehre, daß ich unschuldig bin und mich freisprechen darf. Und hängt es nicht von Ihren Befehlen ab, daß ich völlig mit der Maulbeer breche? Ihnen zu gefallen, habe ich schon meine Besuche dort verringert ... warum sollte ich nicht — wenn Sie es heischen — ganz aus jenem Hause bleiben?"

„Hm, es wäre ein Zeichen Ihrer Liebe und Aufrichtigkeit, wenn Sie das Letztere thäten," antwortete verschämt zögernd die blonde Klara.

„Ha, welch' ein Wort der Hoffnung sagten Sie?" fiel Pavianowitsch ein; „sollte das Glück mir gnädig sein?" — Und wiederum suchte er die Hände der Geliebten zu erhaschen.

Sie wehrte ab. — „Beweisen Sie mir zuvor, daß Sie mich wahrhaft lieben!" lispelte sie.

„Die Maulbeer fahre hin und Klara werde mein süßes Weib," flüsterte er.

„O pfui!" sagte sie noch verschämter; „wenn Sie noch ‚Braut' gesagt hätten . . ."

„Also: meine süße Braut?" sagte er, abermals eine Hand des Mädchens erhaschend. „O Dank Ihnen, tausend Dank! Sie sollen das Jawort nie bereuen, Theure. Ich will Ihnen eine Stellung, Ihnen angemessen, bereiten. Sie sind in Ihres Bruders Hause, neben Ihrer unfreundlichen Schwester, nicht an Ihrem Platze. Diese ordinäre spießbürgerliche Existenz und Bevormundung ist eine Verhöhnung Ihrer edlern Natur!"

„Freilich," seufzte Klara, „freilich bin ich bei den Geschwistern nicht am erwünschten Orte. Beide schulmeistern und hintergehen und regieren mich wie ein Kind. Was will ich jedoch thun?"

„Mir vertrauen, Beste, denn ich werde Sie bald aus Ihrer unverdienten Lage reißen," versetzte Pavianowitsch und legte auf Klara's zweite Hand Beschlag; „auf Ehre, ich möchte mein Glück in die ganze Welt ausschreien, aber . . ."

„Ach . . . um Alles in der Welt . . . thun Sie das

nicht!“ unterbrach ihn Klara ängstlich, ja außer sich; „wenn Sie wüßten, wie mein Bruder mir mißgünstig ... wie neidisch mir die Mex ... welche verwegene Mäuler in unserer Nachbarschaft ... o nein ...!“

„Nun, so wollen wir den günstigen Augenblick abwarten, da ich auftreten und Ihre Hand von Ihrer Familie werde fordern können,“ sagte Pavianowitsch stolz; „der Zeitpunkt ist nicht fern ... spätestens bis Ende Sommers werde ich von meinem Minister die Einwilligung zu meiner Verehelichung erhalten ... eine Bewilligung, die er mir nicht versagen kann ...“

„Recht gut, recht gut ...“ lispelte wiederum Klara befriedigt; „bis dorthin naht die Trauer ihrem Ende ... und ich werde, glaube ich, mündig, wenn ich einmal den Rath Muselmann recht verstanden habe. Dann kann ich thun, wie ich will und was ich will, das wissen Sie ...; — ach Gott, jetzt hab' ich mich verschnappt!“

Trotz der Dunkelheit verbarg Klara ihr Gesicht in den Händen. Im Augenblick umfaßte sie Pavianowitsch stürmisch. Aber im selben Augenblick brach ein Laternenstrahl um die Ecke des nächsten Hauses und eine barsche Stimme fragte: „Nun, heda, Junge! was machst Du da in dem Betreff, daß Du die Leute nicht kommen siehst? Ich hätte Dich ja, meiner Seel'! schier platt getreten wie einen Frosch, Du Hintergrundsschlingel, Du!“

„Ha, der Glasermeister Rennerle!“ wisperte Klara, sich von Pavianowitsch losmachend; „gute Nacht ... ich entlaufe ... gute Nacht!“ — Im Husch und Nu war sie, wie vom Wirbelwind gefegt, von dannen gesprungen.

Pavianowitsch hielt ebenfalls nicht Stand und eilte, längs einer Gartenmauer, den Münsterplatz zu gewinnen.

Auch der Bube, dem Rennerle so unversehens auf das Genick gekommen, riß aus, ohne sich zu nennen und in's Gesicht leuchten zu lassen. — „Spitzbube, aktenfußmäßiger Schlingel!“ brummte Rennerle, der aus dem Bürgerkasino kam, in den Bart und setzte den Weg nach seinem Quartier fort.

Pavianowitsch sagte unterwegs in Gedanken: „Die Pest auf alle Krähwinkler. Lächerliche Sprödigkeit geht bei Dirnen mit der Lust nach dem verbotenen Apfel Hand in Hand, und immer, wo man den Philister nicht braucht, tritt er auf als Störefried. Nun, nun, jedenfalls sind wir unbelauscht und unentdeckt geblieben, und sobald ich nur ein zweites Stelldichein auf günstigerem Terrain arrangirt haben werde, fällt die Frucht vom Baume. Mein ist sie mit Leib und Seele, keine Frage. Ich bin so heiter gestimmt, trotz der Störung des Tête-à-tête, daß ich ein Glas Wein trinken will. Im kohlschwarzen Adler werde ich noch Gesellschaft finden. Ein Glas Lebehoch der Blonden! ein Gläschen Hochachtung der saumseligen Maulbeer! ein Humpen Pereat dem polnischen Abenteurer, der sich noch immer unbegreiflich unverschämt hier vor Anker hält und den Gumperz noch immer nicht bediente, wie ich's gewünscht hätte!“

Brillanter Gedanken und Empfindungen voll stieg Pavianowitsch zum Speisesaal des kohlschwarzen Adlers empor. Zu seinem Verdruß war der Saal sozusagen leer; eine einzige Person am Ende der langen Tafel benagte noch die Reste ihrer Abendmahlzeit. Zu

Pavianowitsch's Freude war jedoch diese Person der Doktor Leo Gumperz in eigener Gestalt.

„Ei sieh', ei sieh', so finde ich doch Jemand, mit dem sich ein vernünftig Wort reden läßt," hob der Baron an und ging, eine strahlende Erscheinung, auf den Doktor los, der ihm einen freundlichen Gruß entgegenwinkte. In den Zügen des wackern Leo lag neben einer gewissen Gutmüthigkeit zugleich eine gewisse Verschmitztheit auf der Lauer, eine aufpasserische, muthwillige Laune, die nichtsdestoweniger etwas Bewunderung und etwas Neid beigemischt hatte. Zu malen wäre ein solches Gesicht leicht, mit der Feder zu beschreiben ist's hingegen schwer. Im Anfang merkte Pavianowitsch, mit sich selber beschäftigt, von dem absonderlichen Ausdruck in Leo's Antlitz nicht das Geringste; nach und nach fiel er ihm auf und die Erklärung folgte dem Aufmerken auf der Ferse.

Nachdem der Baron viel und oberflächlich von seiner heitern Stimmung geredet und eine Flasche Schaumwein für sich und den Doktor bestellt hatte, sagte der Erstere: „So ist denn doch wahr, daß selige Ahnungen einem unverhofften Glück vorausgehen? Freuen Sie sich der Zukunft, lieber Baron!"

Pavianowitsch versetzte lächelnd, indem er den Kork springen ließ: „Warum denn, mein lieber Doktor? Spielten Sie auf mich an, da sie von seligen Ahnungen redeten? Mein Gott . . . dergleichen ist mir wenig passirt; ja sogar erinnere ich mich, daß gewöhnlich eine Fatalität meinen unmotivirten Lustigkeiten nachhinkte."

„Nun, eine Fatalität haben Sie jetzt eben nicht zu besorgen," scherzte auch Leo. Indem er mit Paviano-

witsch anstieß, fügte er hinzu: „Ihre Gesundheit, unwiderstehlicher Herzensbezwinger!“

Ueberrascht setzte Pavianowitsch sein Glas nieder. Der Argwohn, Leo möchte ihn und Klara belauscht haben, dämmerte schwärzlich und greulich in ihm auf. — „Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“ fragte er mit etwas unangenehmer Betonung.

„Nicht böse werden,“ beschwichtigte Leo; „wir kennen uns ja und dürfen uns einen Scherz nicht zu hoch anrechnen. Dennoch war mein Toast nicht völlig Scherz. Ich beneide Sie, den Glücklichen, dem alle Weiberherzen unterthan sind und nachfolgen. Daß Sie hier auf dem Punkte sind, das Muster einer reichen Wittwe, die Maulbeer, mit all' ihrem Gold in's Netz zu ziehen, daß Ihnen die Heimchen und Adele, die flachshaarige, sehnsüchtig zulächeln, daß die runde Katharine, Bischofs Tochter, und Demoiselle Hornig, die gelehrte Mondscheinwandlerin, Ihnen verzückt nachsehen, wenn Sie über die Straße gehen, daß Ihre schöne Hausgenossin nicht unempfindlich gegen Ihre Vorzüge — das Alles weiß ich schon lange; ... aber auch aus der Fremde ist mir heute Kunde von Ihrer Unwiderstehlichkeit geworden.“

„Aus der Fremde?“ fragte Pavianowitsch schmunzelnd und leerte seinen Kelch auf gut epikuräisch. „Aus der Fremde, sagen Sie?“

„Richtig, und ich will Ihre Neugier nicht auf die Folter spannen, zugleich aber, wo möglich, die meinige befriedigen.“

Nach einer schlauen Umhersicht im Saale, wo sich aber nicht der Schatten eines Kellners befand und Wildegans, der Hauswirth, nun vollends gar nicht, da er zu

dieser Stunde in anderen Gasthäusern beschäftigt war, neigte sich Leo seinem Nachbarn zu und sagte vertraulich: „Ich habe noch vor wenigen Minuten hier, in diesem prosaischen Zimmer eine äußerst pikante Konversation geführt. Diesen Abend kam eine fremde Dame an, in Begleitung von zwei kleinen, allerliebsten Kinderchen und einer Kammerfrau. Etwas Interessanteres als diese Dame läßt sich nicht denken. Eine Französin; das ist Nummer Eins für das Interesse. Blaß, schlank, schmachtenden Blicks, schwermüthiger Zug um den Mund, der eine Rosenmuschel voll Perlen . . .“

„Lassen wir die Details,“ unterbrach Pavianowitsch etwas nachdenklich und füllte die Gläser. „Kenne ich die Frau? wie ist ihr Name?“

„Ohne Zweifel werden Sie sie kennen,“ erwiederte Gumperz schlau lächelnd; „ich unterhielt mich während des Speisens mit der feingebildeten Fremden, mit ihren Kindern, den Amoretten . . . sie fragte ihrerseits. Mich für einen Eingeborenen haltend, erkundigte sie sich nach Stadt und Gegend; von den Ufern des Sees kam sie zu sprechen auf die Bewohner von Konstanz, auf die manchen Fremden, die sich hier theils vorübergehend aufhalten, theils vollkommen niedergelassen haben. Ich nannte ihr deren einige. Sie vergeben, daß ich, so schönen Augen gegenüber, Ihres werthen Namens vergaß. Endlich nannte die Dame selber den Baron Pavianowitsch . . .“

„Meinen Namen?“ fragte dieser mit stierem Auge; „und sie selber nannte sich . . . ?“

„Eine tiefe Empfindung übergoß — auf meiner Ehre — bei Nennung Ihres Namens mit Rosenschimmer

das Gesicht der Dame. Ich merkte etwas. Ich nannte mich Ihren Freund ... sie erkundigte sich nach Ihrer Wohnung ... will Sie in Frankreich gekannt haben ... für meine Erläuterungen herzlich, ja mit Bewegung dankend, entfernte sie sich nach ihren Zimmern ... enfin, ich zweifle nicht, daß Sie morgen eine Einladung von schöner Hand erhalten werden, und gratulire trotz meines blassen Neides zur Erneuerung einer liebenswürdigen Bekanntschaft."

„Es ist noch sehr die Frage, ob mir zu gratuliren ist," sagte Pavianowitsch rauh vor sich hin. Dann wiederholte er: „Die Dame heißt ...? So reden Sie doch, Gumperz, Leo, Löbchen ... reden Sie doch!"

„Konnte ich so unbescheiden sein und die feine Dame ausfragen?" entgegnete Gumperz; „allein das Fremdenbuch muß Rath wissen. Ich sah, wie der Kellner es hat hinaufgetragen zu der Fremden. In einer Minute sind wir im Klaren."

Es wurde geschellt, das Fremdenbuch verlangt. Während des Kellners Abwesenheit trank Pavianowitsch einige Gläser des Schaumweins nach der Schnur aus. Seine Haltung verrieth Ungeduld und Befangenheit. Leo wurde bei diesem Anblick noch behaglicher als zuvor und brach munter der Flasche vollends den Hals.

Der kluge Doktor that wohl. Eine zweite Flasche zu spendiren, sah sich der Gönner keineswegs veranlaßt, nachdem er das Fremdenbuch aufgeschlagen und den Namen der fraglichen Dame gelesen. Als wäre er von einer Wespe gestochen worden, fuhr er zurück; sein Gesicht wurde bleich, in seinen Augen zuckte eine dämonische Flamme auf und nieder. Kaum daß er an sich halten

konnte, bis der Kellner sich entfernt hatte. — Alsdann sprang Pavianowitsch mit einer derben Verwünschung vom Stuhl auf. — „Verfolgt sie mich auch hier?“ fragte er, gen Himmel den erzürnten Blick richtend.

Gumperz hatte ebenfalls gelesen. — „Madame Josephine Dettler von Besançon! Die liebreizende Frau eine Verfolgerin? Baron, ich gäbe tausend Pfund Sterling — den Fall gesetzt, ich hätte dieselben — um von Madame Dettler verfolgt zu werden.“

„Sie sind ein trauriger Spaßmacher, ein Kirmeßnarr!“ schnauzte den Doktor der Baron an; „Sie lachen abgeschmackt, während ich aus der Haut fahren möchte! — Ja — fort muß ich — noch in dieser Nacht, auf der Stelle muß ich fort. Kommen Sie, Postpferde zu bestellen.“

„Sie werden dem Kirmeßnarren erlauben, sich zu erinnern, daß Sie ihn nicht in Ihre Dienste genommen, daß Sie folglich nicht das Recht haben, mit seiner Person also willkürlich zu schalten,“ bemerkte Gumperz beißend; „was gehen mich Ihre Weiberhändel an?“

Pavianowitsch wurde plötzlich geschmeidig. Er brauchte die Hülfe des Doktors. Schmeichelnd und kosend, obgleich ein bleiches Bild der Angst, sagte er zum Letztern: „Nehmen Sie doch meine vorschnelle Rede nicht krumm. Wie sagten Sie eben vorhin? Wir sollten uns eigentlich nie einen Scherz übel nehmen. Geben Sie mir die Hand und thun Sie mir einen Gefallen, einen Bruderdienst.“

„Einen Bruderdienst? Gumperz und Pavianowitsch sind Kastor und Pollux geworden? Auf meiner Ehre! Der Wind ändert sehr, Baron. Nun denn, ich bin ein scharmanter Kerl; ich will Ihnen thun einen Gefallen. Aber welchen? und wofür? Umsonst, Herr, ist nur der

Tod — Notabene, nach dem Sprüchwort. In der Wirklichkeit kostet er viel."

„Pfui, daß Sie wieder Ihr leidiges Interesse auftreten lassen!" zürnte Pavianowitsch; „aber was ich thun kann, soll geschehen, nur helfen Sie mir aus der verwünschten Patsche. Ich verreise, wie gesagt; ich werde etwa nach Frankfurt gehen — pour sauver les apparences — aber sagen Sie dann dem Weibe, ich sei nach Italien gegangen. Vielleicht nimmt sie ihren Flug dorthin, das liegt in ihrem Charakter. Sagen Sie ihr, ich würde übrigens gar nicht wieder hieher zurückkommen. Das verleidet ihr das Warten. Sie darf mir nicht begegnen ... hören Sie? ... versprechen Sie ihr ..."

„Nun, was soll ich ihr versprechen, wenn ich doch gar nichts weiß von dem versteckten und trüben Handel?" fragte Gumperz mit wegwerfendem Tone; „das ist ohne Zweifel eine Verführungsgeschichte, mit den gewöhnlichen Zuthaten von Ueberdruß und Desertion, von versprochenen und nicht gewährten Alimenten? ..."

„Ach, mein Gott, wenn es nur das wäre! ... Wegen einer Alltäglichkeit würde ich mich nicht derangiren! Aber ... Sie sind mein Freund, Doktor, nicht wahr? ... Sie tragen mir nichts nach? ... Schaffen Sie morgen das Weib aus der Stadt ... sie soll sich nicht unterstehen, wieder zu kommen ... es wäre ihr Unglück ... Ich würde zum Aeußersten greifen müssen ... hören Sie wohl?"

„Ich höre allerdings, aber ohne zu begreifen," versetzte Gumperz ungeduldig. „Welche Ansprüche kann Madame Dettler auf Sie geltend machen, wenn nicht ..."

„O, die einfachsten von der Welt, die allerordinärsten," spottete Pavianowitsch in seinem Grimm. „Sie ist nur meine Frau und ihre Kinder sind auch die meinigen."

Nach einer Pause voll Erstaunens sprach Gumperz, tief Athem schöpfend: „Ah so, das ist nun freilich ein Anderes. Ich ahne schon jetzt, was da kommen wird, ich rieche den Braten. Genug, Sie geben mir fünfundzwanzig Dukaten — ich weiß, daß Sie bei der Maulbeer eine nicht unbedeutende Anleihe gemacht haben — und ich schaffe Ihnen die Person von den Schultern. Aber hier ist nicht der Ort, die Sache weiter zu besprechen. Wir sind nicht allein ... auch könnte die Dame sich bewogen fühlen, noch einmal in den Saal herabzukommen ..."

„Sie sind furchtbar in Ihren Voraussetzungen, Doktor!" rief Pavianowitsch erschreckt und erwischte Hut und Stock; „kommen Sie eiligst zur Post, dann nach Hause. Mein Geheimniß, meine Hoffnungen, mein Leben ..."

„Und Ihre Dukaten ..." schaltete Leo ein, der da gut wußte, wohinaus die Tirade wollte.

„Ach ja, auch meine Dukaten ... Alles will ich in Ihre Hände legen, Freund in der Noth!" ergänzte Pavianowitsch und riß den Doktor mit sich über die Treppe, aus dem Hause, in die Nacht, zur Post.

Drittes Kapitel.

Auf dem Fürstenbergle.

Um den Schauplatz des Kapitels zu finden, geht's wiederum über die Rheinbrücke, aber für dießmal nicht rechts hinaus zum Gebhardsbrünnele und zum Thurn'schen Gute, wohl aber links an den weitläufigen Gebäuden des Petershauserstiftes hin, durch eine kurze Pappelallee bis zum Eingang der Hérose'schen Fabrik und alsdann schräg über's Feld auf einem neugemachten, mit jungen Bäumen besetzten Wege die Heerstraße erreichend, die so langweilig im großen Bogen von Konstanz, am Haus „zum Frieden" vorüber, heranzieht. Dort, jenseits der Landstraße, ragt der Hügel empor, dem der Name des „Fürstenbergle" beigelegt worden ist. Vorlängst war dort nur Wald und ödes Land gewesen. Seither aber hat eine rüstige und spekulirende Hand den Wald bis auf einige Baumgruppen ausgerodet, das Feld des Hügels urbar gemacht, Reben, Gartengewächse, Blumen und schön blühende Gebüsche hingepflanzt, Spazierwege am Bergle hinangeleitet und auf dessen Spitze einen Vergnügungsort mit Lauben und Tafelrunden, mit Tanzsaal und Gastzimmern, mit Keller, Küche und Schaukel und

Molkenanstalt errichtet. — Zur Zeit, da diese Geschichte sich zutrug, war das Fürstenbergle noch in der höchsten Gunst der Konstanzer und im schönsten Flor. Alle Stände suchten an Lenznachmittagen und Sommerabenden Erholung und Erfrischung auf dem reizenden Hügel, dessen Horizont mit dem reichsten Panorama verziert ist, das sich die Einbildungskraft nicht schöner träumen lassen kann. Auf dem Fürstenbergle wanderte und saß Alles bunt durcheinander.

Die Fräulein der Stadt tanzten dort heut ihre Française, die Bürgerjungfern morgen ihren Walzer; die Beamten vergaßen dort ihre Sorgen, die Handwerker alle Mühe und Verdruß, der Kaufmann seine Bücher voll Ziffern, der Student den Hörsaal; Adelig, Geistlich und Weltlich parlirte, disputirte und politisirte in die freie und warme Luft hinein, daß es eine Freude war. Schweizer, Badener, Bayern und Schwaben vertrugen sich herrlich auf dem Fürstenbergle, das manchmal so voll mit Leuten saß, daß ein Fürst, wär' er zum Fürstenbergle gekommen, einen Platz kaum hätte finden können.

An dem Tage, den's jetzt in diesem Kapitel gilt, war der Berg just übersät von Gästen. Unterm blauen Panier, das der Himmel ausgesteckt hatte, ließ sich's gut sein auf der Höhe.

Wapler, der dicke Fabrikant, war nun eben dieser Meinung nicht. Am heißen Nachmittag hatte er seinen Leib auf das Fürstenbergle getragen und fand leider für denselben nicht den geeigneten Ruheplatz. Mit seinem flotten Auge spähte er fleißig umher, aber die längste Zeit ohne günstigen Erfolg. Er verzweifelte; um so bitterer schien ihm die Platzlosigkeit, als er vor ein paar

Stunden erst den Postwagen verlassen hatte, der ihn von einer weiten, ausgedehnten Geschäftsreise zurückgebracht.

Aber endlich — der Himmel verläßt den Deutschen nicht — sah der dicke Mann hinter grünem Laubgewinde, im Schatten eines traulichen Hüttendachs, einige Gesichter, die ihm bekannt und befreundet vorkamen. Er steuerte darauf los, freundliche Hände winkten ihm entgegen; der Herr von Natron, der Stadtrath Muselmann, der Doktor Mors und einige andere Bekannte riefen ihn an, luden ihn ein, mit ihnen zu rasten, zu konversiren und den Abend zu genießen. Zwar liebte Muselmann den Fabrikanten nicht sehr, aber die Neugier, zu wissen, wie es draußen in der Handelswelt aussehe, veranlaßte ihn, seinen Widerwillen in freundliche Zuvorkommenheit zu verwandeln. Ein anderes Gesicht, das dem Herrn Wapler nicht allzu zärtlich in die Augen sah und sich gleichsam scheu hinter den Uebrigen versteckte, war des liebenswürdigen Elias Antlitz. Dem Fabrikanten stieg das heiße Blut zum Herzen, als er des jungen Mannes ansichtig wurde, der ihn im Lauf des Winters so schwer und zwar körperlich verunglimpft hatte. Aber auch er machte es wie Muselmann. Die Begierde, nur recht schnell zu erfahren, was im Laufe seiner Abwesenheit in der Stadt sich zugetragen, bewog ihn, ein Auge zuzudrücken und der verhaßten Gestalt des Feindes gegenüber im Kreise der Freunde Platz zu nehmen.

Die gewöhnlichen Fragen und Gegenfragen, die sich tausendmal und überall wiederholen, wenn ein Freund von der Pilgerfahrt nach Hause zurückkehrt, wurden

denn auch hier zu Anfang abgeleiert. Der Eine fragte nach Mühlhausens Fabriken, nach Straßburgs Transithandel, nach dem Stand der Papiere in Frankfurt; der Andere erkundigte sich nach dem Eisenbahnbau, nach den neuesten Verordnungen des Zollvereins; der Dritte wollte wissen, wie es alten Freunden in fernen Städten ging, ob Hans noch lebe, ob Peter gesund geblieben, ob Kunz sich verheirathet und dergleichen.

Wie leicht zu erachten, war der Stadtrath unter diesen Fragern nicht der unfleißigste. „Was macht denn der alte Geschäftsfreund zu Basel, der gute Jakob Büttelbrunner? Wie befindet sich denn Friedrich Hoffmann's selige Wittwe zu Freiburg? Stellen Sie sich vor, bei dem Büttelbrunner habe ich meine Lehrzeit ausgehalten. Dazumal war viel zu machen in Pfeffer und Tabak und überhaupt allen Spezereien, die das Klima von Jenseits hervorbringt. Das war eine Handlung! Mich und meinen Vater reueten gar oftmals die paar Wochen, die ich als uranfänglicher Lehrjunge in Arbon zugebracht habe bei dem krummbeinigen Wolf Tschuderer, wer sich allenfalls noch Dessen erinnert. Das war ein miserables Geschäft! All' unsere führenden Waaren taugten nichts; auch handelten wir nur mit den gegenseitigen Schwaben. Aber der Büttelbrunner ... wie geht es ihm nun?"

„Bedaure unendlich," gab Wapler zur Antwort, „von diesem ehrwürdigen Nestor der basler Kaufmannschaft nichts vernommen zu haben."

„Das wundert mich," nahm Muselmann wichtig das Wort; „ich habe ein Recht, mich darüber zu verwundern, denn die ganze Stadt kannte den Mann und sein

Laden war in der Eisengasse, ein Mohr von Holz stand davor und ein paar Schritte weiter war der basler Läckekönig, der mich mit seiner rothen Zunge erquickte, wenn ich gerade eine freie Stunde hatte. Zudem war der Büttelbrunner einem Herrn vom Rath zu Basel erstaunlich ähnlich und zufällig ging's dem Andern mit meinem Lehrherrn ebenso, und Beide wußten das, der Rathsherr Steiner und der Jakob Büttelbrunner. Was geschieht aber eines Tages? Mein Prinzipal reitet über die Brücke — zu Pferd ritt er — er wollte einen Abstecher nach Lörrach machen — da begegnet ihm der Rathsherr und ist ebenfalls auf seinem Gaul hoch zu Roß, kommt von Riechen, wo er Weinberge und Keller hat, und beide Reitersmänner sehen sich selber Einer für den Andern an. So zwar, daß mein Prinzipal den Hut schwenkt und ruft: ‚Guten schönen Tag, Herr Jakob Büttelbrunner!' und dankt ihm hierauf der Andere und antwortet: ‚Euch ebenfalls damit zu dienen, lieber Rathsherr Steiner!'"

Es war ein brausendes und kaum zu beschwichtigendes Gelächter, das hier den guten Muselmann im besten Erzählen unterbrach; darum rief auch derselbe in dieses Freudengeschmetter halb aufgebracht die Worte: „Nicht gelacht, nicht Spaß mit mir getrieben! Die Sache ist ernsthaft und wahr, und wenn die alten Kameraden noch leben, so werden sie's nicht leugnen, dafür stehe ich mit meinem ganzen Geschäft. Um nun wieder auf den Büttelbrunner zu kommen, so hatte ich ihn sehr lieb, und wer weiß, ob ich nicht in der Folge sein Schwiegersohn geworden wäre, wenn der Tod nicht schon im Kindesalter die Jungfer Büttelbrunnerin hin-

weggenommen hätte. Das war nun sehr schwülstig anzusehen, als das Mädchen gestorben war und der alte Jakob am Sarge seines kaum zwölfjährig besessenen Töchterleins blutige Thränen weinte . . ."

Wapler unterbrach ihn etwas ungeduldig: „Lassen wir doch den alten Jakob, der wahrscheinlich seinem besessenen Töchterlein schon lange nachgefolgt sein wird. Sagt mir lieber, meine guten Herren und Freunde, was es in Konstanz Neues gibt. Schon sind es vier Wochen wohlgezählt, seit ich meine Rundreise antrat."

„Ich wüßte kaum, daß etwas von Belang vorgefallen wäre," versetzte der Doktor gleichmüthig; „man hat geheirathet, getauft, begraben . . ."

„Bei dem Begräbniß der Büttelbrunnerischen Tochter fiel doch etwas ganz Besonderes vor," fuhr der Stadtrath hitzig dazwischen, der sich von seinem Lehrherrn heute gar nicht zu trennen vermochte; „denn als man, wie es der Brauch war, den Sarg noch einmal öffnete . . ."

„O, wären Sie doch im Himmel mit und bei Ihrer Büttelbrunnerischen Familie!" rief Wapler ärgerlich aus und setzte hinzu: „Lieber Herr von Natron, Sie sagen mir wohl . . ."

„Ach, so lassen Sie doch den Stadtrath ausreden," lachte Wildegans, der Wirth zum kohlschwarzen Adler; „eine Geistergeschichte muß man nur von dem Herrn Vetter Rath erzählen hören."

„Was Geistergeschichte!" sagte der Stadtrath; „in der Sache kommt nicht viel von einem Geist vor, denn als der Sarg geöffnet wurde, so war das Jungferlein plötzlich zu einem Studenten geworden."

„Oho! Aha! Haha! Oho!" schallte der Refrain

von den lachenden Lippen der Zuhörer; „zu einem Studenten? Herr Stadtrath, wohinaus? wohinaus?“

Ruhig versetzte Muſelmann, ſchnupfend: „Zu einem Studenten, es iſt einmal nicht anders; es kommt mir da auf einen Eid nicht an. Wahrhaftig, 's war ſchrecklich, aber ohne alle Hexerei, eine reine Verwechslung. Wie ſo? Drum war im oberſten Stock deſſelben Hauſes ein Student geſtorben — die Univerſität Baſel hatte damals noch Studenten — und die Leichenträger hatten die Särge verwechſelt. So war denn das Maidle bereits ſchon von vierundzwanzig jungen Knaben, dahinter alle Studioſen, hinausgetragen worden, und mit dem geſtorbenen Kandidaten gingen die Jungfern von Baſel in Kranz und Leid. Aber von Stund' an hab' ich mich im Hauſe gefürchtet, denn wie leicht konnte nicht geſchehen, daß der abgelebte Student einmal aus Verſehen ſtatt des Maidle in unſer Revier kam und zur Nachtzeit ſpukte! Zur ſelbigen Zeit iſt der alte Schwertberger von der Wanderſchaft gekommen und hat mich mit auf Konſtanz genommen . . .“

„Nun, endlich doch einmal wieder ein bekannter Name!“ beeilte ſich Wapler einzuſchalten und zu unterbrechen. „Guter Herr Stadtrath, laſſen Sie die Geiſtergeſchichte dahinten und reden wir endlich einmal von der Jetztzeit. Was macht denn der große Herr Wagenfabrikant, dem das Schreinern zu ſchlecht war und der Akkorde mit Füßen von ſich ſtieß, die Andere mit Kußhand aufgenommen haben würden? In des Fridolin Hauſe lag eine gute Saat von allerlei Gewächs. In vier Wochen kann viel aufgegangen ſein.“

„Iſt viel aufgegangen,“ beſtätigte Natron mit dem

ungeheuerlichen Gesichte, das man an ihm zu sehen gewohnt war, wenn er sich daran machte, seinen Nebenmenschen zu skalpiren. „Nicht wahr, Herr Elias, nicht wahr, es hat dort Allerhand abgesetzt?“

„Leider Gottes, ja; so wie man hört ... leider erzählt man sich Manches,“ pflichtete Elias mit melancholischem Gesicht und Ausdruck bei.

Wapler warf forschend seinen Blick auf Elias, der, blaß und schmal geworden, da saß — ein mattes Gegenstück zum unaufhaltsamen und schwunghaften Comptoirjüngling, der er vor Kurzem noch gewesen. Doch mochte sich der Fabrikant nichts von seinem Ansehen vergeben und etwa sich nach dem Befinden des „Junkers Naseweis“ erkundigen, schluckte daher eine dahin zielende Frage hinunter und fuhr im obigen Text fort: „Was Sie mir da sagen! Ei, ei, ei! mußte ich richtig prophezeit haben? Aber ich bitte doch jetzt um Ausführliches.“

Dreyhirn, der Advokat, war indessen in die Laube getreten und ein Mitglied der kleinen Tafel geworden; von der andern Seite hatte sich Dotterweich bis zu der Laube durchgekämpft und fragte eben mit gedämpfter Feldherrnstimme den Stadtrath in's Ohr: „Was, zum Wetter, hat der Elias heute für ein Gesicht vorgenommen? Der Bursche scheint krank zu sein!“

Worauf Muselmann ebenso heimlich: „Ist auf der Brust oder in der Lunge verstaucht. Der Doktor wird's besser wissen als ich —.“

Und nun steckte auch der Doktor seinen wirren Haarbusch in das Komplot der Anderen und tuschelte mit, während nebenan Natron und Elias den Wapler unterrichteten.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen“ — sprach Natton, der in vollem Zuge war — „es lief das Volk auf der Straße zusammen. Ich ging eben unsern vorbei und sah die Geschichte mit an. Die Französin hatte schon lebhaft genug mit dem Fridolin geredet — es war in seinem Werkstattswinkel gewesen — und das Weinen und Schreien hatte sie auch nicht gespart. Die Mädeln sahen oben aus den Fenstern. Der Meister Schreiner, die blasse Verlegenheit in allen Zügen seines Gesichts, schob eben die Französin zur Hausthüre, sie wollte nicht weichen, rang die Hände, bat und flehte, was Zeug hielt, zu dem Fridolin, der ganz vernichtet, aber sehr verstockt schien. Indessen erschien auf einmal der Gumperz, der Wochenblattschreiber, rannte auf die Französin zu und sagte ihr — ich hörte es mit diesen meinen Ohren —: ‚Was machen Sie da, Madame? Warum betraten Sie dieses Haus, das Ihnen ein Ort des Kummers und Verdrusses geworden sein muß?‘ — Auf Französisch sagte ihr's der Gumperz, und als Fridolin etwas böse darein reden wollte, schnitt auch der Gumperz ein wüst Gesicht und sagte dem Schreiner ein paar Worte in's Ohr, die erschrecklich gelautet haben müssen, da Fridolin plötzlich verstummte. Hierauf nahm Gumperz das Weib beim Arm und führte sie von dannen.“

„In mein Gasthaus,“ bestätigte Wildegans. „Es war ein Zufall, daß ich gerade gegenwärtig war. Die Dame logirte auf Nummer Vierzehn. Herr Doktor Gumperz führte sie dahin; sie war sehr erschöpft, verweint, entstellt und dennoch schön wie ein Engel. Ihre Schönheit allein würde mein Mitgefühl in's Gewehr gerufen

haben, wenn auch nicht die Pflicht des Gastwirths mir alle Fürsorge für die Unglückliche geboten hätte. Da ich, ohne unbescheiden zu sein, dem Herrn und der Dame nicht in das Gemach folgen durfte, so begnügte ich mich, an der Thür ein wenig zu lauschen, ein Geschäft, das zu anderen Zeiten und gegenüber von anderen Gästen meinem Oberkellner übertragen ist."

„Naives Geständniß eines Hotelbesitzers," warf Elias mit trockenem Hüsteln ein.

Wildegans fuhr fort: „Anfänglich wollte mein Ohr nicht recht kapiren. Endlich hob der Doktor mit einer Art von Predigerstimme an: ‚Warum haben Sie mein wohlgemeintes Verbot nicht berücksichtigt? Warum haben Sie jenes Haus aufgesucht? Glaubten Sie, einen andern Bescheid zu erhalten, als ich Ihnen prophezeit hatte?' — Die Frau weinte, und wiederum laut, und jammerte über ihre Kinder. — Der Doktor fuhr hierauf fort: ‚Der Leichtsinnige, der Verblendete hat Sie einmal vergessen und verlassen ... was wollen Sie von ihm, als eine demüthige Zurückweisung? Das würde Aufsehen machen, ein unliebes Aufsehen. Die einzige Szene, die Sie in seinem Hause heute aufgeführt, hat schon allzu viel Lärm gemacht ..."

„In *seinem* Hause ...? Aha, nun errathe ich!" rief Wapler und klopfte, voll Freude über seinen Scharfsinn, seinem nächsten Nachbar die Achsel aus dem Gelenk; „das ist ohne Zweifel eine pariser Bekanntschaft gewesen ... eine verlassene, nachgelaufene, eheversprochene Person mit Kind und Bagage ...! Nun, lieber Herr von Natron ... was sagte ich Ihnen noch vor sechs Wochen? O, wie ist der Fridolin aus der Art geschlagen!"

„Ja, ja," hob Natron an, „es war ein allgemeines Erstaunen, das unsere Stadt versteinerte. Man hatte zwar schon Allerlei vom Fridolin gemunkelt ... aber das Erscheinen jenes nachläuferischen Frauenzimmers übertraf Alles, was erwartet werden durfte."

„Nun? das Ende, Herr Wildegans?" fragte stets neugieriger der Fabrikant.

„Ei — Gott hat's wohl gemacht, Herr Wapler. Die Dame war neun Gulden und zweiunddreißig Kreuzer im Hause schuldig geworden und mir war darob schon bald bange. Der Schwarze hole eines Gastwirths Handwerk! Immer in Wag und Gefahr und gar keine Häuslichkeit! Aber, wie gesagt, Gott hat's gemacht. Herr Gumperz brachte am Abend Geld, empfahl mir grenzenloses Stillschweigen in der Sache. — Es könnte in einem hiesigen achtbaren Hause Unheil absetzen, meinte er."

„Aha, in Schwertberger's Hause? ... ich glaub's schon," machte Wapler.

„Und am nächsten Morgen fuhr die Dame mit einem Retourkutscher gen Zürich. Meinen die Herren jetzt, sie habe mir auch nur das Wörtchen, ein einziges Wörtchen über die Geschichte vertraut? Nichts da, und wir waren doch an ihr wie die Jagdhunde, meine Frau und ich. Von den Kindern war ebenfalls nichts herauszubringen. „Maman cherche papa!" das war ihr ganzer Bescheid. Die Kammerfrau hätte etwas mehr sagen können ohne Zweifel — wenn sie nur etwas von dem Trödel gewußt hätte. Aber sie war erst in Straßburg in die Dienste der Dame gekommen und fuhr mit ihr, unwissend wohin, in der Welt herum. Das ist, was ich von der Geschichte weiß."

„Eine erbauliche Geschichte!“ seufzte Wapler, der in seinen sogenannten guten Tagen nichts weniger als ein Heiliger gewesen war. — „Wie hat sich denn Fridolin nachher angestellt?“

„Hm!“ meinte Natron, „er geht umher wie ein Menschenfeind, hochmüthig, verschlossen ... die Bürger weichen ihm aus ... er hat keine Seele zum Freunde ...“

„Oho, oho!“ unterbrach den Unbarmherzigen der Stadtrath, der endlich etwas von dem Diskurs vernommen hatte, während Doktor Mors noch leise mit Dotterweich verkehrte; „so arg ist es denn nun wohl nicht. Man mag von dem Fridolin schwätzen was man will ... das bekümmert mich nicht und nicht den Doktor da und nicht den Bürgermeister, und noch viele wackere Männer nicht. Von der Weibsgeschichte weiß ich nichts; hab' auch den Schwertberger gar nicht darum gefragt. Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Aber der Meister geht umher wie zuvor, aufrecht und ungenirt, wenn ihn gleich viel Unglück in neuerer Zeit betroffen hat. Denn sein Bruder — nun, ich will davon schweigen und wünschen, daß es bessere. In Summa: Fridolin ist hier unverdienterweise mit Ungerechtigkeit begriffen, und die Bürger, die ihn verschreien, wissen selber nicht, warum sie es thun. Ich habe eigenhändig gesehen, daß er Vielen Gutes erwiesen hat. Aber Undank ist der Welt Lohn.“

Während der brave Stadtrath seine Rede also beschloß, schloß auch Doktor Mors seine Unterhaltung mit Dotterweich mit den Worten: „Sie dürfen versichert sein, er hat sich die Auszehrung an den Hals getanzt und gelebt. Glauben Sie mir, Ihrer Tochter wünschte

ich ihn nicht zum Mann. Im Herbst schicke ich ihn nach Nizza oder Montpellier, und wenn er dann wieder lebendig heimkommt, so ist er geschickter als ich glaube."

„Ich danke," erwiederte Dotterweich, zufrieden den grauen Schnauzbart streichend; „ich werde meiner Tochter rapportiren, was ich vernommen, und einen Tagesbefehl ergehen lassen, der dem Feind alle Approchen verleiden soll."

Auf diese diskrete Erwiederung des trefflichen Vaters folgte eine lange Stille am ganzen Tische, die endlich Wildegans unterbrach. Er sagte: „Zur Steuer der Wahrheit will ich nicht verhehlen, daß es Manche gibt, die da sagen, die Französin habe es nicht mit dem Schwertberger selbst, sondern mit dem Baron von Pavianowitsch gehabt, der just damals so unerwartet verreist und, beiläufig gesagt, bis auf diese Stunde noch nicht zurückgekommen ist."

„Pah, pah!" fiel Dotterweich ein, und Natron unterstützte ihn: „Wer will das sagen, da doch Niemand etwas Rechtes von der Sache weiß! Die Französin ist fort; Gumperz schweigt als ein galanter Mann von der ganzen Geschichte. Fridolin thut ebenfalls den Mund nicht auf; weiß schon warum. Tausend Bomben! Warum Alles auf den Abwesenden schieben? Es ist notorisch, daß ein Geschäft am Bundestage den Baron so schnell nach Frankfurt führte."

„Kann ich bezeugen," äußerte Wapler wichtig; „ich habe ihn selber dort gesehen und begrüßt. Er ging Arm in Arm mit einem Gesandtschaftssekretär, einem preußischen oder sächsischen, den er mir vorstellte."

Hierauf sagte Natron eifrig: „Ganz gut, ganz gut...

und wenn der Baron nur einer liebestollen Landstreicherin hätte ausweichen wollen — warum ist er nicht längst wieder in loco? Sie ist über alle Berge... die Luft wäre rein ... und also ..."

„Ach, mit der Pavianowitsch'schen Geschichte hat es eine ganz andere Bewandtniß," sagte endlich Elias, seiner spöttischen Redseligkeit den Lauf lassend; „die kenne ich — Gott verduplire mir die Gage — aus dem Fundament. Es thut mir leid, von einem Mädchen reden zu müssen, das ich einst aufrichtig hochschätzte ... allein, die Wahrheit vor Allem! Schwertberger's Klara — in Kürze gesagt — hat mit Pavianowitsch eine Verliebniß gehabt; ein Lehrbub kam dazu, als sie in einer finstern Kammer zur Nachtzeit — ich bitte Sie! — ein Rendezvous abhielten ... Der Lehrjunge steckte das dem Meister ... Fridolin eilte mit Licht herbei, sprengte die Thür und es gab einen Mordspektakel ...! Ich bin allzu gewissenhaft, um wiederzugeben, was innerhalb des Hauses vorfiel ... die Stadt hat nur zu lang darüber hin und her geredet ..."

„Ei, Herr Elias!" konnte sich Muselmann nicht enthalten zu bemerken; „es ist gar nicht schön von Ihnen, daß Sie überhaupt etwas von jenem Vorfall sagen, der Ihnen, gleich mir, nur durch das leere Geschwätz in der Stadt bekannt wurde ...!"

„Ich lasse mich nicht gern hofmeistern," erwiederte Elias böse; „übrigens ist es eine Thatsache, daß der Lehrjunge fortgejagt worden ist und in allen Winkeln und Ecken die Geschichte Jedem erzählt, der sie hören will."

„Unleugbar ist," sprach Natron, „daß die Zwietracht

im Hause des Schwertberger los ist; daß die Geschäfte mit der Wagenfabrik auf einmal schlecht gehen ... das Geld mangelt ... die Arbeiter sind davon gelaufen ..."

„Ach ja," — rief Mors hinein — „weil Matthias lüderlicher geworden als je, und das Geld verschleudert, die Arbeiter nicht bezahlt, obendrein mißhandelt hat ...!"

„Alles von mir vorausgesehen!" prahlte Wapler.

„Was ich an Fridolin tadle," hob nun Wildegans an, „ist, daß er seit jener Zeit seine Geschäfte und sein Haus entsetzlich vernachlässigt. Man soll entweder ein Gewerbe treiben comme il faut oder es ganz liegen und stehen lassen ..."

Doktor Mors flüsterte dem Stadtrath zu: „Das muß man von dem Wildegans anhören, der selbst ein Fremdling in seiner Wirthschaft ...?"

Wildegans fuhr fort: „Was thut aber Meister Schwertberger? Die Werkstatt überläßt er den Gesellen ... er selber ist beständig draußen ... und meistens sitzt er, wie man hört ... nun, wie heißt denn nur der Mann ...?"

„Beim Obervogt Wedel," ergänzte Dotterweich; „'s ist in meiner Nachbarschaft."

„Nun freilich; er möblirt den Obervogt und legt ihm neue Böden ..." sagte der Stadtrath.

Natron machte jedoch jetzt das frappanteste Gesicht, das in seiner Gewalt stand, reckte den Zeigfinger in die Höhe und sprach geheimnißvoll: „Wenn's nur das wäre ...! Ich habe seiner Zeit vergebens gewarnt ... ach, der arme Obervogt ... ein kranker Mann, ein armer Mann! Eine junge Frau ... ach, Jugend hat nicht Tugend ... ich weiß mich noch recht gut zu er-

innern, daß der Vater Schwertberger Kummer und Verdruß genug hatte wegen seines Fridolin und der Kunegunde Eberle ...! Deßwegen — der Skandal war arg... armer Vater! Deßwegen mußte Fridolin in die Fremde...!"

„So? so? ei, das erste Wort!" sagten die Anderen, wohlgefällig zuhorchend. Muselmann schwieg betrübt. Mors zerrte verdrießlich an seinem abenteuerlichen Haarschopf.

Wapler versäumte nicht, hinzuzusetzen: „Ich habe doch gleich in Ueberlingen gemerkt, daß die Beiden ein Techtelmechtel miteinander hatten."

„Wer die Familie Eberle und ihr Blut kennt..." lachte Wildegans.

„Die Obervogtin hat wahrhaftig etwas auffallend Kokettes in ihrem Blick und Wesen!" behauptete Elias.

„Der Obervogt liegt jetzt schon bei vierzehn Tagen zu Bett!" sagte Natron bedeutsam.

„Und Schwertberger im Hause vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Das ist eine verdächtige Garnison," bemerkte Dotterweich.

Worauf Wapler mit Andacht: „Es ist doch entsetzlich, wie sehr die Schwertbergerfamilie heruntergekommen ist, weil sie nicht auf meinen guten Rath, auf meine Empfehlung achtete!"

„Nun, nun," ermahnte Muselmann, „'s ist wohl nicht so arg, als man's ausschreit. Schlimme Christen sehen am hellen Tag überall verbotene Händel, wie ein furchtsamer Mensch nach dem Elfeläuten überall Geister sieht. Wer aber, der gesund und wohlbesetzt im Gemüth, achtet auf jedes Krachen und Rauschen im Hause? Ich selber habe oft zur Nachtzeit auf meinen Treppen

Lärm gehört, er war aber jederzeit blind. Einmal — da mir's just einfällt, will ich's erzählen . . ."

„Ach, bleiben wir bei Schwertbergers stehen," forderte Wapler. Aber die Anderen verlangten als Intermezzo die Erzählung, wenn sie nicht etwa zu lange dauern möchte.

„Sie ist gleich aus," erwiederte Muselmann beruhigend; „sie ist eigentlich jetzt schon aus, weil sich's nur da handelt um einen Vorfall, der nicht vorfiel. Es mögen ein Dutzend Jahre seitdem vergangen sein . . . wir hatten noch den alten Bürgermeister . . . und mit dem ging ich eines Abends vom Barbarossa nach Hause. Auf der Lorenzerkirche läutete die Lumpenglocke. Nun — wir waren auf dem Wege . . . fangt auf einmal der Thürmer auf dem Dom an zu stürmen. Was war das? Wir laufen auf die obere Mauer . . . wir sehen ein starkes Licht überm See . . . der Thürmer schreit, es sei in Meersburg Feuer aufgegangen. Ich sage dem Bürgermeister: ‚Das kommt mir nicht wie Feuer vor, das ist eine klimatische Erscheinung, ein Mentor, wie die Naturgeschichter sagen.' Es half indessen die längste Zeit nicht, der Wächter beharrte auf seinem Vorhaben, es brenne in Meersburg. Endlich — da man die Sache am Morgen besah, hatte ich Recht; es war ein Mondregenbogen gewesen, der da entsteht, wenn der Mond auf der Erde auffitzt, ein Fall, der mir schon einmal bei Friedrichshafen vorgekommen war, da ich just von Kreuzlingen nach Hause ging."

Die allgemeinste Heiterkeit der Zuhörerschaft belohnte die Bemühung des Erzählers. Der Advokat Dreyhirn indessen, der schon lange gern das Wort gehabt hätte,

unterbrach das Gelächter mit den ernst deklamirten Worten: „Dem Freunde Ehre, der durch einen mehr oder weniger gelungenen Schwank die Aufmerksamkeit von den Lebensmakeln eines ihm befreundeten Bürgers abzuwenden versucht hat. Allein — im Interesse des Bürgerthums, das jetzt allenthalben im Kampf liegt mit der Barbarei unserer Institutionen — führe ich Sie, meine Herren, wiederum zum eben besprochenen Thema zurück, um Ihnen den schlagenden Beweis, wie sehr mangelhafte Gesinnung und Freiheitshaß dem Privatleben einer Familie Eintrag thut, kürzlichst darzulegen. Mein Herren! Der selige Herr Schwertberger war ein Mann von strenger Rechtlichkeit und jenes Bürgersinnes voll, den sogar die alte Zeit schon aufweisen konnte, denn Schwertberger war ein Sohn dieser alten Zeit. Sein Horizont war eng und von bürgerlicher Freiheit in unserem Sinne wußte er kein Wort; aber dennoch war er hoch geachtet, als ein Sohn der alten Zeit und obgleich ein Sohn der alten Zeit. Meine Herren! Wer hätte nicht glauben sollen, daß sein Sohn Fridolin, ein junger Mann von glücklichen Anlagen, sich auszeichnen würde im neuen, jugendlichen, mündigen Bürgerthum? — Ach, meine Herren, es ist anders gekommen, auch hierin hat sich einmal wieder menschliche Berechnung getäuscht! Der Vater hatte schon eine Ahnung wenigstens von den Bedürfnissen unserer Tage und unseres verfassungsmäßigen Lebens ... der Sohn, leider, ist blind geblieben, blind in Paris, am Herd der europäischen Intelligenz, blind in der Mitte seiner, der Aufklärung und Umgestaltung huldigenden Mitbürger. Meine Herren, wir sind darin einverstanden, welcher Partei

wir auch angehören mögen, und Sie sind nicht Alle von meinem politischen Glaubensbekenntniß . . ."

Muselmann, Mors schüttelten die Köpfe, Dotterweich machte ein verlegenes Gesicht, Natron lachte wie ein Faun. Elias, Wapler und Wildegans, die Männer des Fortschritts, legten heldenmüthig die Hand auf die Brust.

„Darin sind wir einverstanden," fuhr der Redner sichtlich gehoben fort, „daß keine Wirkung ohne Ursache ist. Nun aber, meine Herren, sage ich Ihnen, daß Fridolin's antikonstitutionelle Gesinnung, daß sein eigensinniges Kleben am Alten und an der bisherigen Unbedeutenheit des Bürgerthums die nächste Veranlassung gewesen zu allen den Unordnungen, die sich in seinem Hause, uns zur Bekümmerniß, herausstellen. Durch seinen Stolz und die Uebergriffe seiner monopolistischen Industrie in die Gewerbthätigkeit seiner Mitbürger hat er deren Vertrauen verscherzt, ihren Tadel, ja ihren Haß herausgefordert. Der Tyrannei zugethan, hat er seine Familie tyrannisirt und die unveräußerlichen Rechte des einzelnen Individuums mißkannt. Seine eigene Unsittlichkeit, dargethan durch die Erscheinung der unglücklichen Verführten, die nebst ihren, seinen Kindern er schmählich verlassen — dargethan endlich durch eine schamlose Erneuerung unerlaubten Verhältnisses, das sich jetzt zum Verbrechen gesteigert, in Ansehung des ehelichen Standes der Mitschuldigen, hat ihn um die Achtung seiner Vaterstadt und der Seinigen gebracht, hat die Letzteren ebenfalls aus dem Geleise der Ordnung und Zucht geschleudert. Meine Herren, Matthias ist unrettbar versunken; die Sklaverei, zu der ihn sein Bruder

verdammt, hat ihn zu Grunde gerichtet. Klara ist in Fehltritte verwickelt worden, das Beispiel ihres Bruders mußte demoralisirend auf sie wirken. Und betrachten Sie, meine Herren, den furchtbaren Spott der Nemesis! Während Fridolin meinen Freund, den Doktor Gumperz, einen der edelsten Menschenglückwiederhersteller, der ihn für das öffentliche Wesen und die gute Sache gewinnen wollte, mit bäuerischem Hohn mißhandelte, nahm er den Russenagenten Pavianowitsch in sein Haus, einen Vorläufer des Knutenthums, das er anbetet, der entartete deutsche Bürgersmann — — und eben dieser Trabant der Gewalt ist Derjenige geworden, der die Tugend der Schwester Fridolin's zernichtete und ihre Ehre und ihren Ruf! — Dergestalt, meine Herren, fügt sich Glied an Glied zur Kette des Unheils, die Fridolin's Gesinnungslosigkeit seinem eigenen Geschlecht und ihm selber schmiedete. Wir haben — um ihn zu bessern, denn wer züchtigt, der liebt — ihm Stein auf Stein in den Weg geworfen. Wir haben ihn aus dem Rath gestimmt, haben ihn gezwungen, seine Entlassung vom Bürgermilitär einzureichen, haben, was er von bürgerlichem Kredit noch hatte, untergraben; ja, wir haben sogar — und unser Herz blutete dabei — mittelst der Presse sein Spottbild auf einige Seiten unseres Wochenblattes gedruckt; aber da hilft nicht Chrysam, nicht Taufe, da ist Hopfen und Malz verloren. Und es bleibt uns — meine Herren — nichts übrig, als das Bewußtsein erfüllter — schmerzlich erfüllter Pflicht und die trostlose Voraussicht, daß unter der Wucht der öffentlichen Verachtung und des Elends endlich erliegen werde, den wir gern an unserer Seite für Volk und Recht und Freiheit

siegreich streiten gesehen haben würden! Meine Herren ... meine Herren ...!"

„Dummes Zeug!" murmelte Mors, der sehr offenherzig zu sein pflegte, in den Bart und stand auf, um fortzugehen.

Der Stadtrath, der nicht gewohnt war, die Rücksichten mit Füßen zu treten, wie der unwirsche Arzt, grüßte die Gesellschaft höflich und folgte seinem Freunde. Erst nachdem er ein paar Schritte entfernt, sagte er zu Mors: „Dort sitzen Otterzungen zu Gericht und verdienen nicht das schöne Wetter, womit uns der Himmel heimsucht. Der arme Fridolin, die bösen Mäuler wollen ihm keinen Frieden lassen!"

„Natürlich," versetzte Mors; „weil er ihnen zu gut dünkt und weil in der That in seinem Hause allerlei Ungewöhnliches vorgeht, wofür er aber nicht kann. Doch das wird sich ausgleichen. Er ist Mannes genug, um des Neides Angriffe zu ertragen. Er ist kein Heuler und Lamentirer. Und eben, weil er, was ihn plagt, in Stille und Fassung trägt, hab' ich noch nicht Veranlassung gefunden, ihm, was die Leute sagen, wiederzukäuen und ihn quasi in's Verhör zu nehmen."

Worauf Muselmann: „Was mich nicht brennt ... und so weiter. Das ist mein Wahlspruch. Nur möchte ich dem Fridolin mit Fayence, das heißt mit Glimpflichkeit beibringen, er möchte bei dem Wedel seltener einsprechen ... es ist auch um der vernünftigen Leute willen."

„Wenn Sie klug sind, Herr Stadtrath," antwortete der Doktor, „so thun Sie das am allerwenigsten. Ist nichts an der Sache, wie ich glaube, so kränken Sie

den Freund unnöthig ... und wäre etwas daran — wir Menschen sind alle schwach — so würde Ihr Zureden doch nicht helfen. — Ebensowenig als es half bei dem Schlingel von Matthias, der dort mit Merkel und seiner gewöhnlichen Kompagnie sich gütlich thut, oder vielmehr schon allzu gütlich gethan hat. Gehen wir schnell an diesem Haufen von Schlemmern vorüber ...!"

„Ja, und schlagen wir den Pfad zur Linken ein; denn da zur Rechten kommt Schwertbergers Klara mit den Seifensiedersmädeln und dem Bräutigam der Nanette einher. Ich möchte nicht mit ihr zusammentreffen. Meine Töchter haben mir allerlei Unangenehmes von ihr erzählt, und die Mex ist auch mit ihr zerfallen."

So der Stadtrath; und den Hügel hinunter gingen die Freunde, mit tiefem Kompliment vorüber an der Frau von Heimchen, die mit Försters Adele und mit den Herren Wasserfall und Rafael langsam zur Höhe schritt. — Die vornehme Dame suchte Unterhaltung auf dem Fürstenbergle, dennoch war ihr Alles dort unangenehm und zuwider.

„Meine Herren! ich bitte Sie: welch' eine Bagarre, welch' ein Durcheinander!" seufzte sie, den Blick über den von Menschen wimmelnden Platz werfend; „wir gerathen in das Pandämonium! Welche Gesellschaft! Werden wir denn unsere Freunde finden unter diesem zügellosen Pêle-mêle?"

„Mit einiger Geduld, warum nicht?" sagte Wasserfall; „fürchten Sie sich nicht vor dem vielen Volk, meine Gnädige. Die Leute sind fröhlich und begehren nicht, unsere Heiterkeit zu stören."

„Es mag sein," versetzte die Heimchen, immer prätiöser werdend; „aber dennoch, wie gemein, wie gemein! Ha, das wäre ein Tableau für gewisse deutsche Romanschreiber, die, wie mein göttlicher Freiherr von Sternberg so oft sagt, nur Kneipen und niedrige Schmäuse zu schildern wissen, wenn sie das Volk zu konterfeien vermeinen."

Wasserfall, ein Plebejer, antwortete trocken: „Der Baron schreibt, wie er's versteht. Er und das deutsche Volk haben nichts miteinander gemein, sonst wüßte er, daß, wenn der Dichter ein bischen öffentliches deutsches Leben antreffen will, er es in Gasthäusern und bei großen Tafelfesten aufzusuchen hat."

Die Frau von Heimchen lächelte spitz und verlegen zu der Bemerkung, die sich der Poet über ihren Liebling erlaubte. Wasserfall merkte alsobald, welch' ein Geist über die Dame kam, und beeilte sich, seiner Rede die Worte anzuflicken: „Uebrigens, gnädige Frau, soll nicht gesagt sein, daß der genannte Baron und Novellenschreiber nicht überall an seinem Platze sein würde, welchen er auch auszusuchen sich herablassen möchte. Wollte Gott, wir hätten einen ihm ähnlichen Kavalier in loco! Die Langeweile sollte aus unseren Theecirkeln fliehen. In der That, meine Gnädige, man kann hier nur bei Ihnen Thee trinken. Die Mannigfaltigkeit der Konversation, die Sie auf das Tapet bringen können . . ."

„Sie vergessen," fiel die Heimchen schalkhaft ein, „Sie vergessen die Gesellschaften bei der Frau von Muggenstorm . . ."

„Bei der Mistreß Chuzzle," setzte Adele lachend hinzu.

„Aber in allem Ernſt," ſprach die Heimchen, „gegen die Cirkel bei der Madame Maulbeer werden Sie nichts aufbringen können! Die Reſſourcen dieſer Dame ſind magnifik. Dabei wurde ſie trefflich ſekundirt von dem Baron von Pavianowitſch, deſſen Abweſenheit von Konſtanz nicht genug beklagt werden kann."

„Ei, wir werden ihn wiederſehen!" tröſtete Rafael.

Adele nahm nun das Wort: „Wer kann mir denn ſagen, was aus der Madame Maulbeer geworden iſt? Sie reiste vor einigen Wochen ab ... angeblich nach Mailand ... ſeitdem hört man nichts von ihr ..."

„Ich wüßte nicht zu ſagen ..." entgegnete Rafael.

„Ich bin völlig unwiſſend ..." betheuerte Waſſerfall.

„Es geht leider das Gerede," brachte Frau von Heimchen mit falſchem Mitleid vor, „daß die Maulbeer einen ganz entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen. Gott behüte, daß ich glauben — ja daß ich nur wiederholen möchte, was die Leute behaupten. Aber immerdar iſt es für die gute Frau fatal, daß ihre Abreiſe juſt um drei oder vier Tage von der des Herrn von Pavianowitſch differirte. Dergleichen Zufälligkeiten geben dem üblen Gerede Nahrung."

„Sie wäre alſo mit dem Baron heimlich auf Reiſen gegangen?" fragte Waſſerfall in ſeiner gewohnten Manier.

Die Heimchen hielt ſich die Ohren zu: „Soll ich vor Ihren unbarmherzigen Fragen mein Ohr verſchließen wie vor dem Lärm dieſer brutalen Cohüe?" fragte ſie mit künſtlicher Entrüſtung.

Worauf Adele: „Ich kann nun einmal von befreundeten Seelen das Schlimme nicht glauben. Ich halte

dafür, die Maulbeer werde eben nur den Zudringlichkeiten des Mrzyski aus dem Wege gegangen sein. Wo sie ging und stand, lauerte ihr der Unglücksmensch auf; trotz ihres Verbots ist er ein paarmal in ihr Haus gedrungen. Die Stellung war nicht mehr haltbar, daher, denke ich, entfernte sie sich. Papa hat mir gesagt, die Polizei habe Erkundigungen über den Polen eingezogen und in Karlsruhe solle nächstens entschieden werden, ob er im Lande bleiben dürfe oder dasselbe zu verlassen habe."

„Ich wünsche ihm im Voraus glückliche Reise," sagte die Heimchen; „der brutale Abenteurer konvenirte mir nie. Zum Glück sehen wir ihn nicht mehr. Er soll sich in schlechte Gesellschaft gemacht haben."

„In die schlechteste, gnädige Frau," bestätigte Wasserfall; „er sitzt mit den übelstberüchtigten Leuten zusammen und soll der Schulden zahllose Menge auf dem Nacken haben."

„Fi donc!" eiferte die Heimchen, „Schulden und gemeine Gesellschaft! Und mit jenem Manne, Adele, haben wir getanzt... Fi donc!"

Adele zuckte gleichmüthig die Achseln. „Wenn man immer Alles wüßte," sagte sie, „so bliebe uns keine Freude ungetrübt."

Rafael, der einen erträglichen Platz zum Ausruhen ausgekundschaftet hatte, hinterbrachte die willkommene Nachricht den Damen. Sie fanden Stühle in der Nähe der Familie Muggensturm und des Mr. Chuzzle, von denen sie mit großer Freundlichkeit empfangen wurden.

„Wer sind die Damen, die uns diese Plätze eingeräumt haben?" fragte die Frau von Heimchen und lorgnettirte den Abgehenden nach.

Geringschätzig antwortete die Muggensturm: „Damen? Ei, was fällt Ihnen ein, meine Beste? Ne mettez pas la bonne société en bas. Schöne Damen, wahrhaftig! Des Seifensieders Mädeln, des Schreiners Schwertberger Schwester! Unverschämt genug, sich in unserer Nähe anzusiedeln. Und die Begleiter? Ein Schreiber aus irgend einer Kanzlei und der Komödiant Sternnickl, der sich jetzt als Tanz- und Fechtmeister hier angesetzt hat. Je lui montrerai la porte, wenn er noch einmal zu uns kommt."

„Ich werde dasselbe thun," sagte Chuzzle, den Schauspieler, der Klara führte, mit eifersüchtigem Blick verfolgend. „Mistreß Lydia hat mir den Menschen gänzlich untersagt. Mistreß Lydia will überhaupt jetzt so still leben als möglich. Die Nerven der guten Frau sind außerordentlich gereizt ... ich muß wieder eine andere Wohnung suchen. Es wird in unserer Nachbarschaft ein klein Häuschen gebaut, oder eine Kelter; da sind Leute, welche Steine zuhauen ... Mistreß Lydia kann das Gehämmer nicht hören. Auch ist unser nächster Nachbar so ungebildet und klopft alltäglich seinen Rock im Hof aus, wohinaus mehrere unserer Fenster gehen. Nun ist nichts von Geräusch in der Welt, das Mistreß Lydia weniger vertragen könnte, als das Ausklopfen eines Rockes, und der Nachbar besteht darauf, er habe ein Recht, seinen Kittel auszuklopfen, wo ihm beliebig. Vergebens habe ich ihn gebeten, die Sache zu unterlassen, ebenso umsonst habe ich den Steinhauern Geld geboten, wenn sie ihr Gehämmer an einen andern Ort übertragen wollten. Die Leute hier haben gar keine Gefälligkeit im Leibe. Sollten Sie glauben, daß sogar der Eigenthümer des Guts, das ich bewohne, mir abgeschlagen

hat, unser Haus von außen und von innen ganz grün anstreichen zu lassen! Und doch war dieses die einzige Bedingung, unter welcher Mistreß Lydia hatte auf dem Gute bleiben wollen; denn der armen Frau Augen sind noch viel reizbarer als ihre Ohren. — Vordem — ja, da hatte ich am Mr. Elias ein Besänftigungsmittel für Mistreß Lydia, das immer wohlthätig anschlug. Jetzt will sie auch den Elias nimmer sehen, weil er krank ist, denn sie fürchtet, von derselben Krankheit ergriffen zu werden, wenn sich Elias nur in einem oder demselben Zimmer mit ihr aufhalten würde."

„Der gute Elias ... er hat sich zu sehr angegriffen," seufzte die Heimchen; „Ihr großer Ball, meine liebe Muggensturm, hat ihn epüisirt."

Während nun der Nimrod Muggensturm mit einer Wildemannsstimme ausrief: „Wer hat's dem fadenscheinigen Burschen geheißen?" sträubte sich die Gattin, anzuerkennen, daß sich Elias in ihrem Hause sein Siechthum geholt.

„Mon Dieu!" sagte sie eifrig; „das wird wohl auf Ihrem travestirten Ball gewesen sein, meine Gute! Savez-vous? Es war der sächsische fremde Herr zugegen ... Monsieur Wellborn, conseiller de paysage (Landschaftsrath) de Au-Zwick ..."

„Zwickau, in Gottes Namen!" brummte Herr von Muggensturm; „daß doch die Weiber gar nichts lernen und behalten!"

Ohne sich stören zu lassen, fuhr die Muggensturm fort: „Derselbige Herr also hat mir gesagt, da Herr Elias unaufhörlich tanzte und Limonade trank: ‚ce jeune homme se dansera encore à mort!'"

Mr. Chuzzle sprach phlegmatisch, seine Cigarre wegwerfend: „Ei nun, Alles muß ein Ende nehmen.“

„Alles,“ pflichtete Muggensturm bei; „nur die Launen der Weiber finden nicht Ziel, nicht Ende, wackerer Unglücksgefährte.“

„Homme crû!“ entgegnete die Gattin mit finsterem Seitenblick und wendete sich alsdann zu den Damen, um mit ihnen Männer und Weiber, Wetter und Moden durch die Hechel zu ziehen. Wasserfall gab dazwischen Charaden zum Errathen, Rafael machte ein Croquis von dem Volksgewühl, Muggensturm und Chuzzle redeten von der Fischerei mit der mouche volante.

Indessen wandelten Klara und Gesellschaft dem sogenannten Tabor zu, einem Hügel hinter dem Fürstenbergle, den der Pfarrer von Wolmatingen zu einem ländlichen Andachtsort für seine Gemeinde umgeschaffen hatte. Der Text des Gesprächs der Wandelnden war die Kompagnie, die sie eben verlassen, und namentlich Klara führte unerbittlich das Schwert ihrer Zunge gegen die vornehmere Welt.

„Wie sie uns anstarrten . . .!“ sagte sie; „war's nicht, als wollten sie uns vernichten mit ihren bösen Blicken? Allerdings sind wir nicht würdig, in der Nähe der Gerechten und Vornehmen zu sitzen. Warum aber mischen sie sich unter den gemeinen Pöbel? Hätte ich das Glück und die unverdiente Ehre, eine Baronin zu sein, ich wollte mich hüten, den Spießbürgern nahe zu kommen. — Nehmen Sie nicht übel, Herr von Sternnickl, was ich da von der Noblesse sage; Sie gehören auch dazu. Indessen schämen Sie sich doch nicht, mit ein paar unbedeutenden Bürgerjungfern zu spazieren . . .“

Nanette stieß ihre Freundin etwas unsanft an. Dabei flüsterte sie: „Mache ihn noch hochmüthig obendrein, Du leichtsinnige Schwätzerin. Ist's nicht eine Gnade von uns, daß wir mit dem Komödianten vor allen Leuten gehen? Mich ficht es nicht an, ich habe meinen Leopold und die Therese bei mir. Aber Du — vor sechs Wochen wärst Du auch nicht am hellen Tag mit ihm gelaufen."

„Närrchen," erwiederte eben so heimlich die blonde Klara; „ich bin überhaupt eine ganz andere Person geworden. Wie ich höre, trägt man sich in der Stadt mit dergestalt abscheulichen Geschichten auf meine Kosten, daß ich nun alle öffentliche Meinung verachte und expreß den Lügnern zum Trotz offen thue, was mir gefällt, und Du wirst mir zutrauen, daß ich nichts Unrechtes thue."

Während dieses kurzen Zwischensprachs hatte Sternnickl eine pomphafte Rede zusammenstudirt, die er auch alsobald losließ, um den Freundinnen zu verstehen zu geben, daß er auf sein Wappen nicht gar zu viel halte, daß er den adeligen Vorurtheilen Lebewohl gesagt in der Stunde, da er sich der dramatischen Muse geweiht. Es sei ihm Glück zu wünschen; es sei für ihn die größte Ehre, den Begleiter liebenswürdiger Damen machen zu dürfen. Er schätze die Töchter ehrenhafter Bürger höher als die vornehme Clique, die ihn den Winter hindurch ihren Bällen und Tanzkränzchen zu liebe beschäftigt und begünstigt habe, während sie jetzt ihn, den privatisirenden, engagementslosen Schauspieler, auf dem Pflaster sitzen lasse, ohne sich um ihn zu bekümmern. Zum Schlusse opferte der galante Sternnickl noch einen

bedeutenden Weihrauchqualm der Schönheit und unerreichbaren Anmuth der „Damen" Thereſe, Nanette und Klara. Es verſteht ſich, daß Klara vor Allen am reichlichſten bedacht wurde.

Da geſchah es, daß die Aufmerkſamkeit der Schweſtern Nanette und Thereſe einem andern Gegenſtand ſich zuwendete. Die Letztere glaubte auf der Spitze des Tabor die leichtfertige Bertha, das Neſthäkchen, im Geſpräch mit einem Studenten zu erkennen.

„Wie kommt das freche Mädel von Hauſe und dort hinauf?" fragte Thereſe, die mit Bertha ſtets in offener Fehde lag.

„Herrgott, das wäre eine ſchöne Geſchichte!" rief Nanette erſchreckt; „Leopold, was ſiehſt Du dort oben?"

Der Skribent erwiederte ſchwerfällig: „Ich ſehe ein weißes Kleid und einen Shawl, wie ihn Bertha gewöhnlich trägt. Das Geſicht des Mädchens kann ich nicht unterſcheiden. Der Student iſt aber der ſogenannte ‚Zinsle', ein Burſche aller Unarten voll und berüchtigt unter den Berüchtigten."

„Daß ſich Gott erbarme!" rief wiederum Nanette; „da müſſen wir dazwiſchen treten. Thereſe, laufe, was Du kannſt."

„Meinſt Du?" fragte Thereſe entgegen, „daß mich der grobe Zinsle inſultirte, während ihr hier müßig ſteht und gafft? Gott behüte. Ich thue wegen des nichtsnutzigen Mädels keinen Schritt, wenn ihr nicht mitgeht, Alle miteinander."

„Sie hat Recht, Nanette," äußerte Leopold; „laß uns Alle gehen und die Bertha überraſchen." — Das Beiſpiel gebend, ſetzte er ſich, trotz ſeiner Wohlbeleibt-

heit, eiligst in Bewegung und ihm folgten, jagd- und beutelustig, Braut und zukünftige Schwägerin.

„Wollen wir den Laufenden folgen?“ fragte Sternickl seine Partnerin.

Klara verneinte. „Besser, wir erwarten sie gemächlich,“ sagte sie; „was geht uns ihr Wettrennen an? Dort ist ein angenehmes Plätzchen, beschattet von ein paar Bäumen. Die Sonne brennt hier bedeutend auf unsern Scheitel.“

Mit ein paar Schritten war das kühle Versteck erreicht. Die paar Schritte hatten einen kühnen Gedanken in Sternickl's Gehirn zum Leben gerufen, hatten plötzlich den schüchternen Höfling Klara's zum himmelstürmenden Titan umgewandelt. Ehe sich's Klara versah, ehe sie eine Ahnung haben konnte von dem ungestümen Feuer, das sich ihres Begleiters bemeistert, lag Sternickl vor ihr auf den Knieen und stammelte Liebe und verwünschte die feindlichen Mächte, die seiner Sehnsucht im Wege, und beschwor die Angebetete, freundlicheren Stimmen und Gefühlen Ohr und Herz zu leihen, und zauberte vor ihre geblendeten Augen ein Paradies von seliger Zukunft, wenn sie sein Flehen erhören und den Verhältnissen zum Trotz die Seinige werden — auf gut deutsch: mit ihm in alle Welt durchgehen würde. Nicht nur jedwede Tirade aus den rührendsten Schauspielen, sondern auch seine Phantasie kam dem Flehenden zu Hülfe. Er dichtete seiner Huldin aus dem Stegreif Vieles vor von reichen Hoffnungen, von reichen kinderlosen Verwandten, von einer zärtlichen Mutter, der seine Desertion zur Kunst beinahe das Herz gebrochen, die aber glücklicherweise noch in Siebenbürgen auf einem

prächtigen Schlosse lebe, — (zu bemerken, daß die Freier der schönen Klara immer ihre Güter in Siebenbürgen oder in der Walachei haben) — wartend der Rückkehr des geliebten einzigen Sohnes, um ihm zu hinterlassen nebst ihrer Vergebung eine Menge von Gütern, anderthalb Millionen Gulden wiener Währung unter Brüdern werth. Sie werde sich, leugnete er nicht, anfänglich sträuben gegen eine Schwiegertochter von bürgerlicher Herkunft; aber — versicherte er wiederum — das herrliche Gemüth dieserjenigen Mutter, einer Feldmarschallstochter reinsten Stammbaums, werde über alle Vorurtheile siegen, wenn nicht schon Klara's Liebreiz an sich, dem auch eines Magnaten und Feldmarschalls Erbin nicht widerstehen könne, hinlängliche Bürgschaft für die Einwilligung der Mutter wäre. — Nun folgte eine hinreißende Schilderung des großartigen Schlosses an der Maros, seines Parks, seiner Wälder und Meiereien, der Dorfschaften, die dazu gehörten, bevölkert mit seelenguten Walachen und kriegerischen Szeklern; des idyllischen Lebens, welches dort des Paares warten würde zur sommerlichen Zeit, während in Wien und Pest abwechselnd der Winter in tausend Freuden verbracht werden sollte. — Was Sternnickl's flammende Leidenschaft mit feuriger Zunge aussprach, läßt sich nicht genügend auf dem todten Papiere mit traurigschwarzer Tintenflut verzeichnen. Lautlos horchte die Natur dem gewaltigen Redner zu, und da eben kein Lüftchen ging, da sich nicht ein Blättchen am Baume regte, so sprach der Redner auch nicht in den Wind.

Klara hatte, von dem unverhofften Werben überrascht, anfänglich nicht gewußt, was ihr eigentlich zu thun ob-

liege. Dann hatte sie zürnen wollen ... aber Sternnickl's unwiderstehlicher Vortrag hatte ihr nicht Zeit dazu gelassen ... und endlich blinkte und strahlte es vor ihren Augen wie von lauter blanken Schlössern an silbernen Strömen, wie von tausend goldbetreßten Lakaien, schlanken Husaren und in schimmerndem Geschirr prangenden Rossen, so daß sie, von all' der Herrlichkeit überwältigt, mit nassen Augen ausrief, als Sternnickl einmal Athem holte: „Hören Sie auf, hören Sie auf, Herr von Sternnickl, werther Herr von Sternnickl! Wollen Sie mich denn ganz hintersinnig, ganz närrisch machen?"

Ihr entgegnete besonnen der Schauspieler: „O selig, selig die Verrücktheit der Liebe! Laß sie schweifen im Uneddnlichen, Deine Seele! Sprenge der Addltäglichkeit gemeidnes Baddnd!"

„Ach, Sternnickl, theurer Sternnickl, stehen Sie auf!" seufzte das Mädchen; „Alles ist vergebens! Ja! Wenn nicht ein gewaltthätiger und verschmitzter Bruder, wenn nicht eine fühllose Schwester mich sozusagen in Ketten und Banden hielten ...!"

„O, fliehe diese Ketten! wage die Meidnige zu seiddn!" flötete Sternnickl, auf seinen Knieen verweilend. „Uebermorgen geb' ich meine letzte Tanzstunde, empfange ich mein letztes Geld ...! o hätt' ich Dir Schätze anzubieten jetzt, zu dieser Studdnde ...! aber in Siebenbürgen wird Alles anders werden! Bis dorthin trag' ich Dich auf den Schwiggngen meidner Kudnst!"

„Ach, Sternnickl, bester Sternnickl!" hieß es wieder aus Klara's Munde; „Alles ist vergebens! Muß ich Ihnen denn gestehen, daß ich gern Ihren Wünschen entspräche, wenn nicht ... ach, Gott, darf ich's sagen? ...

wenn nicht ein früheres Versprechen — das ich fast bereue, das ich nur aus Stolz gegen meine Unterdrücker halten möchte — mich bände, mich armes, tyrannisirtes Geschöpf!"

Den feurigen Rädern gleich, die in der Wolfsschlucht des „Freischützen" sich drehen, rollten Sternnickl's Augen. „So zerschmettert mich, Doddner des Hibbmels!" grollte er, in die Höhe springend. Alsbald jedoch, als ob ihn die Herausforderung gereut hätte, machte er eine beschwichtigende Geberde hinan gegen die Wölkchen, die so friedlich am Himmel schwammen, und fuhr mit weicher Stimme fort: „Oder lasse mich vielmehr leben, o du Lenker menschlicher Schicksale, um den Tag zu schauen, da die gute Sache — die meinige — triumphiren wird, triumphiren muß. Ja, mein gutes angebetetes Mädchen, ich entbinde Sie des Eides, den Sie einem Andern gezwungen geschworen, gezwungen gehalten. Abgedrungener Eid ist Gott leid; abgezwungenes Versprechen wird sich einst empfindlich rächen! Und wenn ich wüßte, wer er ist, der Glückliche, der bis heute hoffen durfte, Ihre Hand zu gewinnen, wenn auch nicht Ihr Herz, da selbiges mir — ich zweifle nicht — geworden ist; wenn ich ihn, den Nebenbuhler, kennte und etwas wäre in der Welt vorräthig, womit ich ihm seine Rechte abkaufen könnte ... ich müßte dieses Etwas erobern und würde es freigebig hinwerfen für Ihren Besitz, schönste Klara. Ja ... wie Schiller sagt, oder vielmehr sein Karl Moor: ‚Ich will einem König mit Gefahr meines Lebens eine Milliarde stehlen!' — Sie bemerken, daß ich nicht sage ‚Million', wie in der Rolle steht, indem freilich zu des armes Schiller's Zeiten eine Million noch eine For-

tüne war, einzig bei einem Potentaten zu finden; während der Räuber Moor heutzutage nur beim ersten besten Bankjuden einzubrechen brauchte, um seine Million und ‚noch Eppes' zu erwischen, was nicht einmal mehr für das Leben Gefahr bringt, würde man auch über dem Diebstahl ertappt. Also ich sage, mit der Zeit fortschreitend: ‚Ich will einem Ködnig mit Gefahr meidnes Lebens eine Middliarde stehlen, und Sie — meine herzige Fee — sollen frei ausgehen wie die Luft!'"

„Schweigen Sie um's Himmels willen!" flehte mit ängstlicher Stimme die blonde Klara; „da kommt Nanette wieder und Therese und der dicke Leopold! Sie dürfen nicht ahnen, was hier vorgegangen ist!"

Sternnickl sprang mit Tänzergrazie in ehrerbietige Entfernung zurück und hielt vom Augenblick, da Klara des geheimnißvollen Auftritts Mitschuld auf sich nahm, seine Sache für gewonnen.

Außer Athem kehrten die Freunde zurück, mißvergnügt obendrein, denn sie hatten nicht gefunden, wen sie gesucht. Der berüchtigte „Zinsle" saß allerdings auf dem Tabor, aber seine Gefährtin war nicht Bertha.

„Gottlob!" sagte zwar Nanette.

„Schade!" dachte Therese in ihrem Sinne.

„Ich berste vor Hitze!" sprach Leopold.

„Warum mußtet ihr euch denn so sehr beeilen?" fragte Klara unbefangen, wenn schon ihr Herz und ihre Phantasie in großem Alarm war.

Leopold fand für nöthig, noch eine kleine Schwenkung über's Fürstenbergle zu machen, um an einem Trunk Bier sich von seinem Wettlauf zu erholen. Nanette mußte ihm zur Seite bleiben, damit er sich nicht vergaß;

Thereſe ſchloß ſich ihnen an, um noch einmal einen gewiſſen Kaufmannsdiener zu ſehen, der in neueſter Zeit Eindruck auf ſie gemacht hatte und jetzt in fröhlicher Geſellſchaft auf dem Bergle ſaß. — Klara und Sternnickl verſprachen, den Hügel zu umkreiſen und die Anderen an der Landſtraße zu erwarten. „In die abgeſchmackte Nähe des hoffärtigen Volks dort oben bringt mich Niemand mehr!“ ſagte Klara ſtolz, um der abermaligen Trennung von ihrer Geſellſchaft einen kräftigen Vorwand zu leihen. Der Vorwand wurde als gültig anerkannt.

Und da ſie nun wiederum allein waren, Klara und Stirnnickl, und der Letztere alsbald das Alleinſein benützte, um in ſeinen Liebesreden fortzufahren, erwiederte ihm Klara plötzlich mit durchdringendem Blick: „Ich muß immerhin erſtaunen, Herr von Sternnickl, daß Sie ſich unterfangen konnten, mir den Vorſchlag zu machen, mit Ihnen in die Welt zu ziehen, ohne Ihre angetraute Gattin zu ſein! Wenn auch Ihrer Mutter Schloß das Ziel unſerer Reiſe wäre, — wenn ihre Einwilligung und des Prieſters Segen endlich unſere Verbindung heiligte ... würde die Welt mir jemals den gewagten Schritt verzeihen wollen?“

„Was kümmert Sie das Geklatſche der Baſen und Vettern?“ warf Sternnickl ein. „Mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich Sie zu meiner Gattin, zur Frau von Sternnickl vor Prieſter und Altar erwählen werde! Was geht alles Uebrige Sie an? Werfen Sie einen Blick um ſich her. Ein Beiſpiel iſt uns nahe. Hat die Maulbeer lange die öffentliche Meinung befragt, da ſie dem Herrn von Pavianowitſch nachreiste, um den Beläſti-

gungen des polnischen Generals zu entrinnen und um sich mit diesem Baron zu Frankfurt ehelich zu verbinden?"

„Jesus, was sagen Sie da?" schrie Klara auf.

„Mein Gott," antwortete Sternnickl, selbst überzeugt von der Wahrheit seiner Aussage, „ich wiederhole, was die ganze Stadt spricht, was mir Gumperz versicherte; jetzt, da wir davon reden, ist die Maulbeer Pavianowitsch's Frau. Hochzeit, Kindtauf' und Verlobung, wie der lustige Pedro in der ‚Preciosa' jubelt!"

Da überkam die von der überraschenden Nachricht entsetzte Klara, was sonst ehrliche und gesunde bürgerliche Personen nicht zu überkommen pflegt: einer Ohnmacht Anwandlung. Klara wankte, schloß die Augen und der erschrockene Sternnickl, der sie auffing in seinen Armen, wußte seines Elends nicht Rath. Ein guter Kerl, bis auf's Lügen, Schwadroniren, Schuldenmachen und andern Leichtsinn, seufzte und rief er voll Jammer und Plage nach Hülfe. — Nirgends ein Mensch zu sehen. Endlich — eine wahre Engelerscheinung — zeigten sich Leute, auf die er hier am wenigsten gerechnet hatte, weil er sie noch auf dem Fürstenbergle vermuthete: Nanette mit ihrer Gesellschaft. Diese hatten den Weg längs dem Schenkhäuschen bergab eingeschlagen, um — da Leopold seinen Durst eiligst gelöscht — dem Paare noch zu begegnen und vereint der Landstraße zuzusteuern.

„Mein Himmel, was geht hier vor?" riefen die Schwestern, Klara aus Sternnickl's Armen nehmend. Der Schauspieler wußte sich in der Eile nur auf die schale Aussicht zu besinnen, die in Komödien und Romanen vorkommt. „Das Fräulein ist auf einen Frosch

getreten!" versicherte er und die ehrlichen Seelen glaubten ihm ohne Weiteres. Ihren Bemühungen gelang es schnell, die Freundin zur Besinnung zurückzubringen. Klara öffnete die Augen, holte tief Athem; ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie warf sich an Nanettens Brust und stammelte ihr schluchzend in's Ohr: „Ich bin grenzenlos unglücklich, Nannele!"

„Verwünschte Nervenschwäche der Weiber!" brummte Leopold.

„Was sagt sie?" fragte neugierig Therese.

Aber Leopold's kluge Braut, die da wohl merkte, daß es sich hier um mehr als einen muthwilligen Frosch handelte, gab keine Antwort, sondern besänftigte mit heimlichem Zuspruch die Leidende, die sie unterm Arm vorausführte. In einiger Entfernung folgten Leopold und Therese, Sternnickl machte den Nachzügler. Alle seufzten mit leichterem Herzen: „Weil's doch nur Niemand gesehen hat. Man hätte wunder was denken können."

Aber kaum war der kleine Zug um die Ecke, als aus einem am Pfade stehenden Gebüsch ein wildrothes Gesicht herauslugte. Gleich darauf kamen zwei Männer hervor, mit geballter, drohender Faust der Eine, zuredend und den Gefährten handgreiflich bändigend der Andere. — Die Beiden waren Matthias, der Sattler, und dessen Busenfreund und Hofmeister, Merkel, der Schreiner.

„Warum, zum Blitz, hast Du mich nicht aus dem Busch fahren lassen, Gevatter?" zürnte der Erstere, aufgeregt von allerhand Lustbarkeit und Verdruß; „ich wollte dem Mädel das Spazierengehen mit dem Komödianten eingetränkt haben! Was, zum Teufel, hat die Jungfer Schwester mit dem Hanswurst zu thun? Was,

beim Blitz, hat die Maskerade mit dem Schwachwerden bedeuten sollen? Die Klara, die in Ohnmacht fällt und zwar in die Arme eines landstreicherischen Zigeuners! Soll das ein Bruder leiden? Merkel, kannst Du's verantworten, daß Du mich zurückhieltest?"

„O ja," antwortete geruhig der Schreiner; „was hätte daraus werden sollen? Du hättest dreingeschlagen und am Ende selber Prügel bekommen. Der Sternnickl und der Leopold führen eine gute Faust und wären mit Dir schon fertig geworden. Jedenfalls hättest Du Unrecht behalten."

„Nicht vor meinem Gewissen!" prahlte Matthias; „wie kann und darf ein Bruder leiden . . . "

„Pst!" unterbrach ihn Merkel, „vor den Leuten und vor Amt und Hofgericht hättest Du Unrecht gehabt, und das will ganz etwas Anderes sagen, als das Zeugniß Deines Gewissens. Und die Welt hätte sammt Deinen Geschwistern geschrieen: ‚Da haben wir wiederum den groben und lüderlichen Matthias!' Denn seit Du wieder Deine Freiheit erobert, heißen Dich schlechte Kerle und Betschwestern lüderlich hin, lüderlich her; das darfst Du mir glauben."

„Das glaub' ich Dir auch, aber es geht mich nichts an," trotzte der Sattler.

„Richtig, ganz gescheidt, Gevatter. Doch kommt's darauf an, daß ein gescheidter Bursche in seinem Recht bleibe. Du mußt brav herausgeben können, wie Deine Feinde und Geschwister, und zwar herausgeben zur rechten Zeit, dann halten sie endlich das Maul. Widrigenfalls schimpfen sie kontinuirlich fort und prangen als fleckenlose Spiegel. Darum nimm Dich zusammen. Du weißt

jetzt, daß die Klara es mit dem Tanzmeister hält. So wie ihr einmal einfällt, wiederum Dein Weib gegen Dich aufzuhetzen, so sag' Du ihr keck ihre eigene Schande in die Augen hinein und schweigen wird sie wie's Fischle auf'm Grund. Sobald der Fridolin Dich wiederum meistern will, mach's ebenso und halte ihm das französische Weibsbild und die Obervogtin vor und er wird nicht mehr 's Wörtle schnaufen. Schade, daß wir von der schwarzen Mex nichts Böses wissen, sonst wollten wir auch diese rangiren nach Wohlverhalten. Indessen hebe ich Dir das große Wort gegen den falschen Bruder Fridolin noch als einen Rothpfennig auf und sag' es Dir, wenn's Zeit ist, ein Wort, das ihn kaput macht auf ewig."

„Kaput?" fragte Matthias verdutzt und für einen Augenblick rückkehrend zu ehemaligen, besseren Gesinnungen; „ei, mein Bruder Fridolin soll nicht durch mich kaput gehen. Das wäre ja ein offenbarer Undank, und wenn er mich schon mißhandelt hat, so hat er es doch eigentlich immer gut mit mir gemeint. Jeder hat seine Manieren und so hat Fridolin auch die seinigen. Wir verstehen uns nicht, das ist Alles. Nein, lieber Freund Merkel, ich gebe mich nicht dazu her, meinen Bruder kaput zu machen."

Merkel verdrehte die Augen, faltete die Hände, lächelte sehr mitleidig und versetzte auf diese Rede: „Närrle, Närrle! Du wirst niemals in dieser Welt reif werden. Was schwätzest Du denn wie ein Simpel daher? Will ich denn haben, daß Du den Fridolin ruiniren sollst? Gib Acht, er ruinirt sich schon selber und wird auf dem letzten Faden spinnen, ehe er sich's ver-

sieht. Ich begehre ja nur, daß Du unabhängig ihm gegenüber stehst. Aug' um Aug', Zahn um Zahn! so muß es zwischen Brüdern sein und Keiner sei schlechter geachtet als der Andere, und Einer, der selber genug Werg am Rocken hat, sage nicht immer und ewig dem Bruder in den Bart: Du bist ein Taugenichts, ich aber ein Heiliger! — Einen hofmeisternden Heuchler kann man aber nur dann in den Sack stecken, wenn man ihn merken läßt, daß man von seinen Schwenkfeldereien auch etwas weiß. Darum, Herr Gevatter, hab' ich Dir von jenem letzten großen Wort gesprochen, womit Du den stolzen Meister ein= für allemal niederdonnern wirst können."

„In Wahrheit," entgegnete Matthias mit bedenklichem Kopfschütteln, „Du hast mir schon öfters heimlich und wunderlich von dem Ding geredet, das meinen Bruder ganz in meine Gewalt liefern soll. Wär's nicht einmal an der Zeit, daß Du mir sagtest, was an der Sache ist und wie das Hexenwörtle heißt? Lang genug hast Du mich im Dunkeln tappen lassen, sei einmal aufrichtig. Was und wo hat denn mein Bruder Schlimmes gethan? Heraus damit, Gevatter Merkel! Ich will's ihm dann schon bei Gelegenheit unter die Nase reiben."

„Ei ja," lachte Merkel boshaft, „daß er Dich dann in den Schraubstock nähme und Dir so lang mit seinen pfiffigen Reden zusetzte, bis Du ihm gesagt, von wem Du die Heimlichkeit hast? daß er dann hinginge vor Amt, mich zu verklagen und mit Ehrenkränkung und Verleumdung zu tribuliren und könnte ich ihm doch jetzt nichts beweisen? Nein, nein, Gevatter, so fragt man die Narren aus. Ich will das Ding noch ein Weilchen

bei mir behalten. In ein paar Tagen, heut oder morgen vielleicht, trifft dann ein Mann hier ein, der mir als Zeuge in der Sache dienen wird; ein Geselle ist's, den ich verschrieben und der bei mir in Arbeit tritt. Sowie selbiges Männle in loco, sag' ich Dir, was Du brauchst, und Du magst dann thun, was Du willst."

„Hm, ich bin neugierig," meinte Matthias verdüstert und grübelnd.

Merkel nahm aber einen andern Ton an, indem er fortfuhr: „Laß uns jetzt wieder anfangen, wo wir vorhin stehen geblieben sind. Du bist also entschlossen, den Auftrag zu vollführen?"

Zögernd antwortete Matthias: „Freilich wär' mir lieber, wir machten die Sache wie bisher selbander ab. Wir theilen ja ohnehin, Halbpart einem Jeden. Warum soll ich jetzt bei der wichtigsten Spedition allein vor den Riß treten, allein alle Gefahr übernehmen?"

„Ganz einfach, weil ich nicht Zeit habe," versetzte Merkel trotzig; „Du möchtest nur immer Geld ziehen und alle Bequemlichkeit dabei haben. Meinetwegen, thue es oder laß es bleiben. Im letztern Fall rechne indessen ja nicht darauf, daß ich weitere Kippe mit Dir mache. Warst Du zufrieden bis daher mit dem Geschäftle oder warst Du's nicht? Aut oder naut?"

Matthias, bereits eingeschüchtert, beeilte sich, zu entgegnen: „Freilich war ich zufrieden; es war ein herrlicher Einfall von Dir, der mit dem Schmuggel. Es ist gar ein liebes, bequemes, verschwiegenes Handwerk und ich habe nicht oft so viel Geld kommandirt, wie seit den paar Wochen, da wir das Metier treiben. Wenn es so fortgeht, könnten wir alle Beide reich werden ..."

„Wenn wir nicht Alles gleich verputzten," fiel Merkel spottend ein, „nicht wahr? Aber das Alles beiseite; Pfeifen schneiden, so man im Rohr sitzt, das Eisen schmieden, so lang es glüht, das ist wackerer Männer Art und Geschäft. Jetzt drängt uns obendrein die Noth. Haben wir nicht vorgestern und gestern unser Hab und Gut an den schelmischen Güegi verspielt? Ich glaub' — Gott verzeih' mir die Sünde — das Lümple von einem Roßdoktor spielt mit falschen, betrüglichen Karten. Wir müssen ihm nächstens auf die Finger sehen . . ."

„Und ihm derb darauf schlagen, daß das Feuer herausspritzt, wenn wir ihn auf der Falschheit ertappen! Es muß im Spiel ehrlich zugehen, beim Donner. Ehrlichkeit ist die Hauptsache!"

Matthias setzte hinzu: „Wie steht's also mit der Contrebande?"

Merkel fragte entgegen: „Ja, ja, wie steht's? Willst Du sie einschleppen oder nicht? Genire Dich nicht; wenn Du nicht willst, so finde ich gleich einen Andern zu der Arbeit. Ich selbst kann nicht überall auf dem Fleck sein."

„Nun, nun, ich will ja. Es wird ein schwerer Pack sein?"

„Schwer und kostbar: seidene Tücher, Spitzen und goldene Uhren. Der Mann aus Diessenhofen wird um die bewußte Stunde am bezeichneten Ort verweilen; Du nimmst die Waare in Empfang, schleppst sie zu unserem Schlupfwinkel ein — ich werde um die Wege sein, um die Zollaufseher am Näsle herum zu führen — und nach geschehener Heldenthat theilen wir die Waare und den Profit."

Verwundert fragte Matthias: „Auch die Waare? Gehört sie denn uns? Sind es nicht bestellte Artikel?“

Geheimnißvoll lächelnd sprach Merkel: „Das werde ich Dir schon näher erklären. Wir haben, ohne daß Du es weißt, auf Kredit gekauft, was wir niemals bezahlen wollen. Genug, daß wir des Münzmeisters Kreatur in großen Haufen einstecken werden, wenn Alles gut geht, wie ich nicht zweifle.“

Matthias, dessen angestammte Ehrlichkeit sich ein bischen feindselig regen wollte, konnte ferner nicht zu Wort kommen. Merkel überschrie alle seine Bedenklichkeiten und, erinnernd, daß sie die Gesellschaft ihrer Freunde auf dem Fürstenbergle schon allzu lang verlassen, um ungestört in der Einsamkeit ihre Verabredung zu treffen, zog er den Sattler mit sich fort.

„Komm', komm'!“ bedeutete er ihn; „geschwinde, sonst schöpfen die Kameraden Verdacht und wir könnten ihren zudringlichen Fragen schier nicht ausweichen. Komm', komm'; was wir wissen, ist nicht für einen Jeden und wir brauchen keine Theilhaber an unserem Glück. Auf das viele Reden jedoch wird uns ein kühler Trunk aus Karle's Keller wohlthun!“

Viertes Kapitel.

Das Familienbuch.

Nichts ist lebendiger als die Einbildungskraft derjenigen Halbmüßiggänger, die sich in kleinen und großen Städten mit dem Vertrieb der Tagesneuigkeiten beschäftigen. Wo es irgend einem Mitbürger ein Klamperl anzuhängen gilt, — wie man in Oesterreich sagt — zeigt sich die Phantasie der Stadtklatscher großartig und zauberisch auf dem Platze. Der geringste Anhaltspunkt wird ihr zum gewaltigen Hebel, der magerste Stoff zu einer reichen Vorrathskammer. Nicht nur hext sie die Mücke zum Elephanten um, sondern auch den Schatten zum robustesten Körper. Sie zieht an's Licht und erfindet im Nothfall Alles, was schlimm ist; mit den Tugenden und besseren Handlungen der Menschen gibt sie sich nicht ab. Sie hat natürlich ihr großes, ihr sehr großes Publikum, das begierig aufnimmt und glaubt und weiter predigt, was sie vorbringt, es sei noch so wunderlich, so seltsam, so unglaublich. Die Minderzahl der besonnenen, menschlich gesinnten Leute traut freilich diesen Traditionen nur halb und wären sie vom öffentlichen Glauben mit allen Siegeln besiegelt, mit allen

Briefen verbrieft. Dennoch unterliegt nicht selten auch die genannte Minderzahl dem überraschenden Eindruck einer kühnen Lüge und dem Wahn des Augenblicks.

Wie strenge nun auch der klügere Theil der Stadtbevölkerung die tausenderlei Gerüchte, die über Schwertberger's Haus und Familie ausgestreut worden waren, prüfen und sichten mochte — immerhin ergab es sich als eine Wahrheit, daß es in Fridolin's Hause und mit ihm selbst bei Weitem nicht mehr so trefflich stand wie sonst. Die Eintracht, das Vertrauen, die herzliche Hingebung der Geschwister waren nicht mehr vorhanden; das sah der Nachbar links und rechts, oben und unten an der Gasse, und was er etwa nicht gesehen, das plauderten Gesellen und Dienstboten, Kundleute und Aufpasser in alle vier Winde aus.

Fridolin hatte schon in früheren Zeiten sich auf den Umgang mit seinen Familiengenossen im Hause beschränkt; eine andere Gesellschaft, die des Schusters Strobel ausgenommen, gar nicht gesucht. Was ging ihm wohl dazumal über das trauliche Leben mit seinen Schwestern? Jetzt war es anders. Zwar hatte er sich nicht andere Stadt- und Kaffeehausfreunde aufgesucht, im Gegentheil, er war kalt und einsylbig gegen Jedermann geworden, mit dem er früher zu Zeiten verkehrt; aber in seinem Hause fand er nicht mehr die Freude, den Frieden und das liebevolle Verständniß von ehemals und war daher seltener bei Hause als vordem und gefiel sich nicht in seinen vier Pfählen, und wenn er Abends dahin zurückkehren mußte, war er traurig, niedergeschlagen, unzufrieden mit der Welt, — aber auch nicht zufrieden mit sich selber. — Eine Stunde oder

anderthalb nach dem Feierabend verließ er das Wedelsche Haus, worin er über den ganzen Tag gearbeitet und geplaudert, um seinen Unmuth zu zerstreuen und — wie er meinte — sein Herz zu erleichtern. In seinem dürftigen Werkstattröcklein — das Putzen und Aufziehen in modischen Kleidern am Werktag war ihm längst vergangen — huschte er eiligst an den Häusern hin, kaum beachtend die Gesichter, die ihm neugierig, selten freundlich nachschauten und floh vor der Welt in seine Wohnung, die ihm leider nicht mehr wohnlich vorkam. Das Nachtessen war nicht mehr ein Freudenmahl, sehr oft verzehrte es Fridolin allein auf seiner Stube und lehnte dann stundenlang, den Kopf in seine Hände gestützt, an dem alten Schreibtisch; und wenn er einmal dessen Schubladen zu öffnen hatte und des ehrlichen Familienbuches ansichtig wurde, so schob er dasselbe seufzend in's Dunkel und schloß eiligst die Lade und hatte alle Lust verloren, in dem Buche zu lesen. Denn in dem Buche war Friede und Frömmigkeit, und in seinem Gemüthe war Trauer und Kampf.

So ging es ihm auch am heutigen Abend, der auf dem Fürstenbergle so froh gefeiert wurde. Das Abendessen war mit einer Hast eingenommen worden, als ob Jakuten zu Tische säßen; die einsylbige Mex hatte sich in die Küche zurückgezogen — die gänzlich stumme Klara war auf ihr Zimmer geflohen.

Fridolin stand in seiner Stube vor dem bewußten Schreibtisch und seufzte, trübe in's Licht schauend: „Wer mir das vor ein paar Monaten gesagt hätte! Wenn der liebe selige Vater sähe, wie es jetzt in seinem Hause zugeht! War mir's doch, als neigte sich heute sein Bild

mit betrübten Mienen über den Eßtisch, um uns schmerzliche Vorwürfe zu machen; als gingen des lieben Vaters Augen über in bitteren Thränen, über seine Kinder geweint . . . ! Wahrhaftig, es überlief mich einmal wie eine traurige und schwarze Ahnung . . . ! Gott wende Uebel von uns ab! Gott wolle nicht, daß unser jetziger Zustand nur erst die Einleitung zu größerem Unglück sei! — O, wie hängt doch des Menschen Glück an gebrechlichen Fäden!"

Fridolin setzte sich mit übereinandergeschlagenen Armen nieder. Ein warmer Tropfen fiel aus seinem Auge. — „Ich weine wohl selbst?" fragte er sich, „und worüber? Ueber meine eigene Schwäche, über meine eigene Schuld weine ich, wenn ich aufrichtig gegen mich selber sein will. O ja, Fridolin, o ja, du hast sie selber gesäet, die Zwietracht, die in diesem Hause und deiner Familie wuchert. Du bist nicht wahr gewesen gegen dich und Andere, bist dir selber nicht treu geblieben! — Den Matthias betreffend, so hast du ihn mit Geschäften beladen, denen seine Trägheit nicht gewachsen; hast Ansprüche an ihn gemacht, denen er, schlimmen Gewohnheiten verfallen, nicht genügen konnte. Zucht und Nüchternheit von ihm fordern, hieß das Unmögliche begehren! — Ja, die Folgen meiner schlechten Berechnung liegen schon vor Augen. Das Etablissement eilt dem Untergang zu. — Doch habe ich da das Beste gewollt und der Verlust schweren Geldes reut mich weniger als der Verlust unklug vergeudeter Zeit."

Fridolin sann eine Weile hin und her, dann hob er wieder sein Selbstgespräch an: „Ich mag's betrachten wie ich will: das Beste hatte ich mit Matthias vor.

Wenn Gott dazu seinen Segen nicht gab, so wird er vermuthlich seinen Grund dazu gehabt haben ... ich that, freilich als ein schwacher, unverständiger Mensch, das Meinige. — Wollte nur der Himmel, ich könnte mit derselben Ruhe auf mein Verhältniß zu den Schwestern hinsehen! Brav und jüngferlich sind Beide, gewiß; — wenn auch sehr von einander verschieden! Und wie hab' ich mich zu ihnen gestellt? Könnte ich doch jene Lüge aus meinem Leben streichen, die ich dem Klärel mit dem französischen Gedichte vorgemacht habe! Das sollte damals ein hinterlistiger, pfiffiger Spaß sein und dadurch habe ich des Mädchens Vertrauen — vielleicht auf immer — verloren! Ich glaubte, so grundgescheidt zu sein und habe mich daneben wegen des Kaisers Bart mit Elias verfeindet, und am Ende wäre Elias als ein honetter Freiwerber jedenfalls willkommener gewesen, als mir und der Familie der schlimme Pavianowitsch sein kann, der's nur auf eine Verführung der armen Klara abgesehen hat! Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß der Bube seinen Zweck erreichte ... Dank ihr! Aber noch hängt das Mädel an dem Menschen und glaubt mir nicht, der ich seine Schlechtigkeit ihr enthüllte ... und hält mich für einen Lügner ... und sie darf's, leider Gottes, weil ich sie schon einmal belogen habe!"

Unmuthig sprang Fridolin auf und lief in der Stube hin und her. Bald jedoch faßte er sich wieder, indem er sprach: „Nun ... das wird sich bald klar herausstellen! O, daß der saubere Monsieur gerade damals verreisen mußte!! — Aber er wird wiederkommen; ich werde mit ihm Fraktur reden ... Klara soll dabei sein ... wir wollen sehen, ob er die Stirne haben

wird, Alles zu leugnen, ob er nicht seine Schande gesteht, bevor ich ihn aus dem Hause jage! — Ja ... das Alles kann und wird sich ausgleichen ... aber was hab' ich zu thun der rechtschaffenen Mex gegenüber, die sich wegen meiner grämt und abhärmt ... die zu stolz ist, um ihrem Schmerz Worte zu geben — und zu gut, um mir Vorwürfe zu machen? — Sie schweigt ... sie achtet mich nicht mehr ... ach, sie kann mich nicht mehr achten, mich elenden, schwachen, jämmerlichen Menschen!"

Fridolin vergoß wiederum eine Thräne und nach einer schwermuthsvollen Pause fuhr er, in seinem Innern wühlend, in seinen Selbstvorwürfen und Betrachtungen fort: „Wäre es nicht meine Sache, die Sache eines einzigen guten Entschlusses ... wäre es nicht meine heiligste Pflicht, meine arme gute Schwester zu beruhigen, ihr den Frieden wiederzugeben? Hundertmal hab' ich mir das gesagt ... aber, verzeih' mir der barmherzige Gott! ich kann nicht zu dem guten Entschluß kommen. Kaum dämmert ein wackerer Vorsatz in mir auf, so muß ich mich auch schon wieder überwunden erkennen und falle ohnmächtig in meine Sklaverei zurück! — O, Kunegunde! daß ich jemals dich gesehen! daß ich deiner nie vergessen konnte ...! Warum mußte uns das böse Ungefähr wieder zusammenführen? — Doch halt, es war kein Ungefähr! Kunegunde hat es gewollt ... ich habe sträflich nachgegeben ... meine Schuld ist größer als die ihrige ... sie ist unglücklich, sie sehnte sich nach Trost und Mitgefühl ... nichts natürlicher. Aber ich, der ich mich für einen Mann hielt, der ich glücklich war in meinem Hause ... ich gab nach, ahnend das Unheil, das in dieser Annäherung drohte, das sich

verwirklichen wird, um wie ein Riese meine Ehre und meine Ruhe zu zerschlagen ... ich gab nach ...! Freilich bin ich noch rein vor dem Gericht der Menschen, aber keineswegs mehr rein vor meinem Gewissen! Ich könnte noch Alles sühnen durch ein männliches Wort, mit einem ehrenhaften ‚Lebewohl auf Nimmerwiedersehen.' Aber — wenn ich's nur je aussprechen könnte, dieses Manneswort! Flüstert mir nicht mein thörichtes Herz die lockendsten und frevelhaftesten Dinge vor? Sage ich mir nicht stündlich die Lüge ein, Kunegunde werde verzweifeln und zu Grunde gehen, wenn ich sie jetzt, gerade jetzt, verließe? Er ist krank, kränker als je ... sein Tod ist vielleicht nicht fern; dessen überredet mich immer der finstere Geist, der in meiner Seele Platz genommen. Würde Kunegunde eine Wittwe ... welch' ein Hinderniß stände dann unserem Glück entgegen? Und dennoch sollte ich, wäre ich brav und gut, das neugeknüpfte Band zerreißen; das fordert das bischen Vernunft, das bischen Ehrlichkeit, das noch in mir verblieben; ... und, o weh! ich kann mich nicht entschließen, der wahren Freundesstimme zu gehorchen ...! Ach, lieber seliger Vater, der an Gottes Statt auf Erden meine Jugend glücklich geleitet und bewacht ... wenn dir noch eine Erinnerung an diese Erde geblieben, wenn du noch als ein Seliger im Paradiese deines Sohns gedenkst, o so hilf ihm durch deine Fürbitte aus der Qual des Augenblicks, aus den Stürmen der Zukunft! Bitte Gott, der dem Redlichen hold und gewogen, daß er ein Wunder thue, meine Schwäche zu stärken und meine Schritte auf Erden zu befestigen! Er hat ja schon für schlimmere Christen, um sie zu bessern, ein Mirakel gethan!"

Die Glocke am Hause wurde angezogen, dringend und hastig wiederholt angezogen. Fridolin fuhr zusammen und lief an's Fenster. „Herr Gott!“ stammelte er, „gewiß pocht eine Hiobspost an meine Thüre. Es ist ein Bote von ihr, der kranke Mann wird schlimmer geworden sein ... vielleicht sitzt ihm der Tod schon auf der Zunge ... ich soll kommen, zu rathen, zu trösten, zu helfen ...! Ach, mich durchschauert die Angst ... und — was ich kaum mir selber zu gestehen wage — die Freude! — Ja, ja!“ setzte Fridolin entrüstet bei, „Satan von einem Menschen! Du freust dich des Todes eines Menschen ... du bist begierig, die Hand ausstrecken zu dürfen nach seinem theuersten Erbe! Abscheulicher, abscheulicher Sünder und Frevler!“

In wilder Aufregung eilte er nach der Thür seines Gemachs, um dem heransteigenden Boten entgegen zu treten. Aber die Aufregung stimmte sich bis zu einer wohlthätigen Erschöpfung herab, als er in dem eintretenden Manne seinen besten, seinen einzigen Herzensfreund, den Schuhmachermeister Adam Strobel erkannte.

„Gottlob!“ murmelte er und schüttelte dem Freunde die Hand. Er hätte ihn wie einen Befreier begrüßen mögen, so nahm Strobel's Ankunft alle Pein und Unruhe plötzlich von seiner Brust. — Die Nähe eines freundlichen Biedermanns ist eines Engels Gesellschaft.

„Nimm nicht übel, daß ich so spät bei Dir anklopfe,“ sagte Strobel, den Hut und eine Papierrolle, die er in der Hand trug, weglegend. „Ich hätte nicht schlafen können, wenn ich Dir nicht in der Stunde meiner Ankunft ein herzliches ‚Grüß Gott‘ und ‚da bin ich wieder‘ gesagt hätte.“

„Du kommst nie zur unrechten Zeit," versicherte Fridolin und seinen leuchtenden Augen war zu glauben. „Sieh' doch, es ist brav von Dir, so schnell umgekehrt zu sein. Ich vermißte Dich recht oft während Deiner kurzen Abwesenheit."

„'s ist mir nicht anders mit Dir ergangen," sprach der Schuster; „die guten Leute in Waldshut haben Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um mich lustig zu erhalten; aber was willst Du? Daheim ist eben daheim, und wenn ich gleich in meinem Häusle statt Weib und Kindern nur ein paar dumme Vögel und einen noch dümmern Lehrbuben habe und in der ganzen Stadt nur Einen, zu dem ich sage: ‚Bruderherz, mein ist Dein und Dein ist mein.' — Schlag' noch einmal ein, Alter, und gratulire mir. Es ist Alles gut abgelaufen. Das kleine Erbschäftle ist mir gar gut zu Paß gekommen. Dreihundertundvierundneunzig Gulden, auch dreiundvierzig Kreuzer, ehrlich berechnet vom Vetter Gregori. Ich hätte im Leben mir nicht eingebildet, daß die alte Jungfer, die Base Kordula, so viel hinterlassen würde; sie, die so bettelhaft ihre Tage hingebracht, sozusagen von der Luft gelebt und alle Reinlichkeit aus Sparsamkeit dergestalt abgeboten hatte, daß wir sie Spaßes halber ‚Maria Schnee' genannt — unter welchem Namen sie weit und breit bekannt geworden. Gott tröst' sie und danke ihr, daß sie sich in den letzten Zügen ihrer beiden Vettern erinnert hat. Auch der Gregori, so gut wie ich, kann das Geldle brauchen! Aber er verdient's. Ein Mann, treu wie Gold und auf's Tüpfele geordnet, der mich um die Hälfte des Erbtheils hätte betrügen können, wenn er gewollt hätte, mich und das Amt.

Warum? Er und seine Frau haben die Kordula bis an's Ende gepflegt und gewartet, haben all' ihr' Sach' unter Händen gehabt, und Notabene, sie hat nur mündlich verordnet, daß mir Gregori die Hälfte abtreten sollte. Dagegen war von lang her — da man einmal gar nicht wußte, wo ich war, und ob ich ein lebendiger oder bereits todter Dragoner — geschrieben worden, der Gregori solle der einzige Erbe sein. Gelt, das ist schön von ihm, daß er mit mir dennoch theilte und zwar ehrlich, bei Heller und Pfennig? Ich würde des Biedermanns Gesundheit trinken, wenn ich ein Glas Wein zur Hand hätte."

„Ich verstehe Dich," lächelte Fridolin und rief in die Küche hinunter nach einer guten Flasche Mauracher. Der selige Herr hatte diesen guten Wein gern getrunken und noch lagen ein paar Bouteillen davon im Keller.

Veronika brachte den Wein, den Adam schmunzelnd bewillkommte.

„Sag' an, Verone," fragte er lustig, „warum Du so grämlich drein schaust? Was ist Dir über's Leberle gelaufen?"

Die Dirne rümpfte die Nase. „Es ist Einem nicht alleweil lächerlich zu Muthe und dem alten Weib nicht immer um's Tanzen," sagte sie spitzig.

„Oho, oho!" machte der Schustermeister, sein Glas und Fridolin's füllend; „wenn die muthwilligen Mägde schon dergleichen traurige Redensarten im Munde führen . . ."

Worauf Veronika mit einem unzufriedenen Seitenblick auf Fridolin: „Nun, so wird's wohl an etwas Anderem liegen. Es ist im ganzen Haus nicht viel

Lachens. Das weiß der Herr Schwertberger so gut wie ich und kann, wenn er mag, dem Meister wiedersagen, warum." — Mit diesen trotzigen Worten und auf einen Wink Fridolin's machte sich die Schwarzwälderin von dannen.

Strobel heftete einen langen, sorgsamen Blick auf seinen Freund, trank langsam sein Glas aus und fragte alsdann mit bewegter Stimme: „Ist denn wahr, was die Löffingerin da geredet?"

„Einer einfältigen Dirne Geschwätz," erwiederte Fridolin etwas unsicher.

Aber so geschwinde ließ sich Adam, der Allerlei auf dem Herzen hatte, nicht abspeisen. Mit derselben bewegten Stimme fuhr er fort: „O, nicht wahr, Fridele, nicht wahr, es ist halt doch so. Es ist nicht mehr beim Alten in Deinem Hause? Gesteh' mir's. Sieh', ich kam eigentlich deßwegen Dir so schnell über Hals. Denn als ich hier anlangte, sah just der Nachbar, der Zipfehli, aus dem Fenster und rief mich hinauf. Der arme Mann ist krank; er fiebert zuweilen und kann seine Stube nicht verlassen. Nun, der erzählte mir Dieß und Jenes und hauptsächlich, was in der ganzen Stadt von Dir und von dem Klärel geredet wird. Du weißt, daß ich an Dir hänge wie ein Maikäfer am Blatt und daß mir gewiß nicht gleichgültig ist, was mit Dir vorgeht. Ebenfalls — ich darf's ja gestehen, obgleich die Klärel von mir nichts wissen will und ich meine dumme Lieb' zu ihr überwunden habe — ebenfalls hänge ich noch ein bissel an selbigem Klärel. Deßwegen möchte ich mich erkundigen nach dem einfältigen Gerede. Es soll schon seit langer Zeit grassiren wie die Pest. Jetzt

hab' ich aber das erste Wort davon vernommen und ich glaube steif und fest, daß in Wahrheit nicht viel an der Sache sein wird. Aber sagen solltest Du mir — als ein guter Freund — wie's damit aussieht. Du habest das Klärel mit dem Baron, der bei Dir wohnt, ertappt?"

„Gelogen, lieber Adam," versetzte Fridolin hastig; „ein Lehrjung, der Pelag, hat eine dumme Trätscherei gemacht, das ist Alles. Der Bube hat Gespenster gesehen und meine Schwester bei mir verleumden wollen ... dafür habe ich den boshaften Aufpasser und Hinterbringer aus dem Hause gejagt. Gesetzt, es wäre wahr, was er gesagt und was Klara leugnet, so hätte er doch abmarschiren müssen, denn einen Spion dulde ich nun einmal nicht."

„Recht so, Fridolin. Der Bube wird allerdings nicht aufhören, zu klatschen ... aber was thut's am Ende? Wird doch über Kaiser und Könige räsonnirt, was Zeug hält und ist doch Alles daran erfunden und erlogen! Ich bin von Herzen froh, wenn nichts von der Historie zu glauben. Es hätte mir um das Klärel dennoch leid gethan. — Da wir jedoch einmal in dem Text sind, so sage mir auch noch vollends, wie das Gerücht entstanden, daß Dir eine Französin mit Kindern und Eheversprechen nachgereist sein soll, um Dich bei Amt zu verklagen und zum Heirathen zu zwingen?"

„Bah, bah," antwortete Fridolin; „Du wirst doch die Elendigkeit nicht glauben? Eine Französin war bei mir; ich glaube, sie hatte auch Kinder bei sich, die sie aber nicht in mein Haus brachte. Was sie mir anvertraute, ist ein Geheimniß, das nicht mein gehört, darum

schweige ich bis zur gelegenen Zeit darüber. Ich bin ein Feind des unnützen Geplauders; auch hat mir der Doktor Gumperz, ein Mensch, den ich nicht leiden mag und der in die unsaubere Geschichte verflochten, das Versprechen abgenommen, den Handel für mich zu behalten und meinen Schwestern zu verbieten, etwas davon auszuschwätzen. Nun, die Mex thut's ohnehin nicht und die Klara — die wird's ebenfalls bleiben lassen, will ich meinen. Ich weiß nicht, wie der Gumperz es gemacht, daß ich ihm das Versprechen gegeben, aber — es ist einmal geschehen. Doch wird's nicht lange mehr dauern und Alles somit an den Tag kommen."

„Ein Stein fällt mir vom Herzen!" rief Strobel vergnügt aus; „ich muß Dir bekennen ... ich hatte gefürchtet, es sei nicht Alles an der Sache erlogen. Ein Mannsbild ist doch einmal ein Mannsbild, das heißt, es hat das andere Geschlecht nicht ungern ... ich selber weiß ein Stücklein davon zu pfeifen. Da geschieht's nun manchmal, daß in fremden Ländern Einer sich verplempert und ein Wort gibt, das er hinterher bereut, und absonderlich, hab' ich mir sagen lassen, sind die französischen Weibsleute einem Deutschen immer gefährlich gewesen. Auch ist Paris eine Stadt voll von Fallstricken und Verlockung und es wäre daher nicht unmöglich gewesen, daß selbst mein Fridolin, daß selbst der keusche Joseph in Person ..."

„O, rede nicht aus," unterbrach ihn Fridolin mit Eifer; „aus Paris bin ich gegangen rein, glockenrein, ohne einen Makel in dieser Beziehung. Du weißt schon, daß ich eines lieben Engels Bild in meinem Herzen aus der Heimat mitgenommen, und fürwahr, ich bin ihm

nicht untreu geworden. Zudem war meines Meisters Haus ein ehrliches, ein christliches. Hatte der Meister auch — ein Deutscher von Geburt — den Franzosen angezogen, wie's die Meisten thun in der Fremde, weil sie sich schämen, Deutsche zu sein ... gab er gleich zu Zeiten vor, als habe er sogar seine Muttersprache vergessen, und sprach doch immer noch besser deutsch als französisch; hatte er auch eine Pariserin zur Frau genommen ... dennoch war die Haushaltung wie ein braves deutsches Hauswesen. Die Frau war rechtschaffen und sittsam — die Französinnen sind lange nicht so lüderlich, als man sie verschreit, wenn auch Viele von ihnen nichts taugen; aber das findet sich auch bei uns daheim; — die Kinder waren wohlgezogen, die Gesellen ordentlich geschult, bis auf einen, der, wenn schon ein deutscher Schweizer, alleweil über die Stränge schlug und nur, weil er ein gar trefflicher Arbeiter, in der Werkstatt beibehalten wurde. Der Irrwald wohnte nicht beim Meister, ich aber und noch ein paar Andere waren beim Meister in Kost und Logis, und da ging's ordentlich her, wie in einem Kloster. Obendrein hatte ich recht durch Zufall in Paris die Bekanntschaft eines alten deutschen Herrn gemacht, der mich lieb gewann und bei dem ich alle meine Abende zubrachte. Der alte Herr ist ein Graf, von großem Vermögen und hat sich seit langen Jahren in Paris wie ein Einsiedler eingesperrt, ohne die Schwelle seiner Wohnung zu überschreiten, ohne mit einem weiblichen Wesen zu verkehren. Seine Haushaltung führt ein alter treuer Bedienter, ein Mensch, im Haus und auf dem Markt, in Küche und Keller gleich brauchbar. Wenige alte Freunde besuchen von Zeit zu

Zeit den einsiedlerischen Herrn, der sich aus der Menschheit überhaupt nicht viel zu machen, der sie sogar zu hassen scheint, und doch schlägt gewiß zu dieser Frist kein edleres, menschenfreundlicheres Herz auf Erden. Der Graf scheint auch seine Landsleute zu verachten, und doch ist, ich wette, in ganz Deutschland kein ehrlicherer Patriot zu finden, als gerade er. Ach, ihm verdanke ich viel ... Er warnte mich vor den tausend Klippen, die dem Fremden dort drohen, er erhielt meine Vaterlandsliebe aufrecht und den Sinn für Rechtschaffenheit und bürgerliche Einfalt, den mir mein guter Vater eingeprägt hatte. Ich saß allabendlich vor ihm, wie ein Schüler vor einem heiligen Lehrer, dem er gleich sah mit seinem langen weißen Bart, in seinem langen weiten Pelztalar. Seine Gesellschaft vorzüglich hat mich wacker erhalten und noch jetzt hin und wieder erfreut mich eine Zeile von seiner Hand. Du siehst, daß ich nicht Zeit hatte, mich in Paris in eine Verbindung mit einem weiblichen Wesen einzulassen, und kannst mir im schlimmsten Falle selbst zutrauen, daß, wenn ich ein Wort verpfändet und einen Schwur geleistet, ich Wort und Schwur gehalten haben würde, ohne meiner Vaterstadt einen Skandal zum Besten zu geben."

Adam Strobel umarmte mit freudigen Gefühlen den Freund, der sich schlecht und recht, ohne viel Aufhebens zu machen, vor ihm gerechtfertigt hatte.

„Wie viele Worte Du machtest!" sagte der Schuster zu Fridolin mit gutmüthigem Vorwurf; „als ob ich nicht schon Deinem einfachsten ‚Nein' vollgültigen Glauben geschenkt hätte!"

„Schon gut, schon gut!" rief Fridolin etwas er-

griffen; „laß uns von etwas Anderem reden. Brachteſt Du mir etwas, lieber Adam? ein Geſchenk von der Reiſe . . . ?“

Er deutete lächelnd auf die Rolle, die Adam bei ſeinem Eintritt weggelegt hatte.

Ebenfalls lächelnd ſchüttelte Strobel den Kopf.

„Zipfehli trug mir auf, Dir ſeine Arbeit, die er juſt vollendet, einzuhändigen. Es iſt die Ueberſetzung aus dem Deutſch Deines Familienbuchs in das Deutſch unſerer oder beſſer Zipfehli's Zeit. Wie es heißt, ſoll der Lehrer nicht zum beſten das Latein, aber um ſo beſſer das Altdeutſche, das unſerer Altvordern Schnabel redete, verſtehen. Zudem hat er die Arbeit mit Luſt und Liebe — freilich auch mit großer Muße, weil der arme Mann ſo unpäßlich — begonnen und vollendet, und was man gern thut, fällt gewöhnlich nicht übel aus.“

„Laß ſehen!“ ſprach Fridolin und ergriff das Papier. Auf einmal jedoch legte er's wieder auf den Tiſch und ſagte kleinlaut: „Ich habe vergeſſen, daß mir heute die Augen wehe thun. Sie brennen mich wie das helle Feuer. Wärſt Du nicht etwa ſo gut, mir den Anfang der Zipfehli'ſchen Uebertragung vorzuleſen? Vielleicht zerſtreut mich das, vielleicht gefällt Dir's ſelbſt. Der Abend iſt noch nicht weit vorgerückt. Wir haben Wein zur Erfriſchung und ſind ungeſtört. Mir gehen allerlei Gedanken im Kopf herum; vielleicht bannt ſie das Familienbuch hinweg. Schon oft hat es an mir den Dienſt gethan und dieſer von Zipfehli überſetzte Theil iſt mir völlig unbekannt. — Wenn Du alſo nicht von der Reiſe ermüdet wäreſt, lieber Adam . . .“

„Paperlapapp! werde ich jemals müde?“ fragte Adam lustig entgegen. „Und wäre ich erschöpfter als ein gejagter Hirsch, ich würde wacker bleiben, wenn Dir die Leserei die Grillen vertreiben könnte. Habe nur Geduld, ich lese deutlich, aber langsam. Vielleicht machte ich geschwinder ein Paar Schuhe, als ich mit dem Geschreibsel da zu Ende komme.“

„Ei, Du hörst auf, sobald Du es satt hast,“ sagte Fridolin. „Auch ich behalte mir das Recht vor, Dich aufhören zu machen, sobald ich schläfrig oder der Vorlesung überdrüssig werden sollte.“

„Meinetwegen also,“ entgegnete Adam, setzte sich bequem, putzte das Licht, trank noch einen Schluck und hob vernehmlich an:

Von meinem Herkommen und von dem Strauß'schen bösen Handel.

(Schrieb's Fridolin Schwertberger im Jahre des Herrn 1618, seines Lebensalters das zwei- oder dreiundfünfzigste.)

Da ich Kinder habe und sogar ein Enkelein, und der Anschein sich aufthut, als würde die von mir in hiesiger Stadt begründete Familie mit dem Segen des Herrn aufblühen und zu einem christlichen, gesunden Stamm auswachsen für eine gewisse Zeit, bis nämlich die heilige Dreifaltigkeit anders darüber gebietet, schreibe ich nieder, wo wir herstammen und durch welche göttliche Fügung mir gelungen ist, von einem verlorenen Knaben ein seßhafter, ehrlicher Bürger dieser Stadt zu werden. Damit habe ich verbunden, als das Merkwürdigste, das mir in meinem Leben bis heute vorgekommen,

die Historie eines Freundes, des Heinrich Straub, für dessen arme Seele ich alle Diejenigen, die Gegenwärtiges lesen, zu einem frommen Gebet auffordere, indem sie nur von der Barmherzigkeit des Allmächtigen ihr Heil im ewigen Leben zu hoffen hat, und nicht von ihren Verdiensten.

Von meinen Eltern und Blutsverwandten väterlicher- und mütterlicherseits habe ich nie das Geringste erfahren können, sintemalen ich in einem niederländischen Städtlein, das mit Sturm und gewaffneter Hand genommen wurde, als ein hülfloses Kind bin gefunden worden auf der Gasse. Ein Spaniole oder Wallone hatte schon das Schwert aufgehoben, um mich todt zu machen; aber ein braver Schweizer, der unter den Stürmenden war, rettete mein schwaches Körperlein vor dem Todesstreich, und trug mich, nackend und bloß, wie ich war, aus dem Gefechte. Wollte auch nicht von mir lassen, da Niemand nach mir fragte und er mich, den er vom Schwerte gerettet, nicht dem Hungertod und den Vögeln des Himmels zur Beute hinwerfen mochte. Des Schweizers Kriegsdienst war um und er wanderte rheinaufwärts wiederum seiner Heimat zu, mit einem zerhauenen Kopfe, mit wenig Reichthum an Sold und Kriegsgewinnst und mit dem kleinen Knaben, den er Fridolin taufte, wie sein eigener Vater geheißen, und dem er den Namen Schwertberger beilegte, zum ewigen Gedächtniß der Gefahr, die der Bube bestanden. Hierauf ließ mein Pfleger sich in Zurzach nieder, wo er als Handlöhner auf den Märkten sein Brod verdiente, das er redlich mit mir theilte, wie er dazu die Verpflichtung übernommen hatte. So erwuchs ich in der Liebe zu ihm und in

gewissenhafter Dankbarkeit zur Fürsehung, die mich so wunderbar erhalten. Ein alter Chorherr des Stifts theilte mit meinem Pflegvater die Sorge um mich, so daß der Letztere meine leibliche Nothdurft versah, und der Chorherr, was meiner Seele frommte. Er führte mich auf den Weg des gläubigen Christen und erhielt mich dem katholischen Glaubensbekenntniß in einer Zeit, wo dasselbe hart angefochten wurde, und wo Abtrünnige und Neugläubige aus allen Winkeln der Welt auf dem Markt von Zurzach zusammenkamen mehreremale im Jahr. Daß ich lesen und schreiben lernte, verdanke ich auch dem ehrwürdigen Pfaffen, und an ihm lag es nicht, daß ich nicht geistlich wurde. Es war sein Wunsch. Aber mein Pfleger meinte, ich solle bei ihm bleiben, weil er wegen Bresthaftigkeit und Alters sich nicht wohl verehelichen konnte und einer Stütze bedurfte bei seinen hohen Jahren. Somit that er mich zu einem Handwerk, nachdem er auf guten Glauben hin beschworen, daß ich rechter Leute eheliches Kind sei und kein wildes, wie man anfänglich hie und da vermuthete. Ich wurde vorerst eines Gerbers Lehrjung, doch war meine Komplexion zu subtil und ich mußte mich bei einem leichtern Handwerk einschreiben lassen. Auf diese Weise kam ich zu der Schreinerzunft und war fleißig, dem Meister gehorsam und allen Satzungen des Handwerks unterthänig. Alles ging gut, bis zu der Zeit, da ich wandern sollte, was mein Pflegevater nur mit Bekümmerniß ansah, indem er ohne mich nicht leben zu können vermeinte. Ich selber fürchtete mich nicht wenig vor der Fremde und wäre gern daheim geblieben. Der Chorherr hatte viel zu thun, den Vater zu überreden und mir Muth zu

machen; denn ohne die gesetzlich hergebrachte Wanderschaft hätte ich mich nirgends setzen und als Meister ernähren dürfen. Was jedoch die Worte des geistlichen Herrn schier nicht zuwege bringen konnten, vermittelte endlich unser Herrgott selber durch seinen Todesengel, der meinen Vater, als einen Biedermann, plötzlich und sanft von dieser Welt hinwegnahm. Gott wird ihm dereinst eine fröhliche Auferstehung und viele Ehren in seinem himmlischen Reiche schenken; das ist meine Hoffnung und seit langen Jahren mein tägliches Morgen- und Abendgebet. Wie könnte auch der Herr ihm und mir das abschlagen, da er dem guten Alten schon auf Erden gethan nach dessen Willen: da er ihn so schnell und unversehens von seiner langen Wacht abgerufen? Item: er war gestorben zur rechten Zeit; meinen Abschied hätte er sicherlich nicht überlebt. Wir bestatteten seinen Leichnam so feierlich, als unsere Armuth es zuließ. Der Chorherr las Messen für sein Seelenheil und nahm nicht einen Heller dafür, auch war nicht viel da. Das Wenige nahm der geistliche Herr in Verwahrung und sagte zu mir: „Ich hebe Dir's auf und nun wandere aus in Gottes Namen. Du bist jung und handfest, verstehst Dein Handwerk und bist ein gehorsamer Bub. Es wird Dir wohlgehen an allen Orten; die Arbeit wird Dir nicht fehlen und Dein Schutzengel immer bei Dir sein. Hüte Dich aber vor den vier schlimmsten Dingen in dieser lasterhaften Welt. Vor dem bösen Trunk; vor schlechten Gesellen, die sich zu Dir setzen möchten; vor Neid und Zorn und aller Rauferei; vor Allem aber hüte Dich vor den Weibsbildern. Sie möchten etwa Deine Jugend verlocken

und Dir ein schlimmes Kreuz auf den Nacken binden für alle Deine Lebenstage. Ein Handwerksgesell soll auf seiner Wanderschaft nur die heilige Jungfrau zur Patronin haben und nicht eine sterbliche Dirne, oder gar eine Meisterin oder Meisterswittib. Komme heim, so wie Du jetzt von daheim fortgehst; oder, wenn's der Himmel wollte, setze Dich im fremden Land. Aber denke nicht an Hochzeit und Haushalt, bevor Du nicht Deine gute Nahrung hast und etwas drüber. Der Ehestand ist schwer und der Dornen sind mehr als der Rosen."

Mit diesen Lehren, die sich in meinem Gedächtniß sicherer trug als den Wandersack auf dem Rücken, schickte mich der Chorherr in die weite Welt. Im Anfang fiel mir das Gehen schwer, und mein Sack und mein Wanderstab und der lange Degen an meiner Seite waren mir eine saure Last. Jedoch das verlor sich geschwinde. Nach ein paar Tagen wurde ich keck und dachte mir: Gott wird schon helfen, und die Welt ist doch schöner, als mir der Chorherr gesagt! — Auf diese Weise kam ich nach der Stadt St. Gallen, wo's keine Arbeit gab. Von dannen auf Kempten, wo ich blieb von Pfingsten bis Michaeli. Von dannen auf Augsburg und Donauwörth, wo ich abermals verweilte, ein gutes Stück in's neue Jahr hinein. Von dannen gen Nürnberg, wo ich den ganzen Rest des Jahres in Arbeit stand und von meinem geschickten Meister Jörg Ohnesorg allerlei Vortheile und Heimlichkeiten des Handwerks erlernte. Leider kam durch eine Magd heraus, daß ich ein Katholischer sei — sie hatte durch das Schlüsselloch gesehen, wie ich in meiner Kammer vor den kleinen Bildern der heiligsten Jungfrau nnd des heiligen Joseph knieend betete —

und der Meister, ein verstockter Lutheraner, ließ mir nun die Wahl, mich zum Lutherthum zu verirren oder sein Haus und die Stadt zu verlassen. Es versteht sich, daß ich lieber die schöne Stadt Nürnberg als unsern lieben Herrgott und seine Kirche verließ. So zog ich denn gen Bamberg aus, wo mir wiederum wohl wurde unter katholischen Leuten; wo ich jedoch nicht viel lernte. Nachdem mir nun einmal ein Nebengesell, der schon die halbe Welt durchreist, erzählt hatte, daß zu Dresden in Sachsen ein Kunstschreiner sich aufhalte, der seinesgleichen suche in allen Christenländern, so machte ich mich dahin auf. Der Meister hieß Mitscherlich und ließ mich auf mein Bitten bei ihm in Arbeit treten. Er machte sich aus meiner Religion nichts und trug mir oft Handreichungen auf, die in dem kurfürstlichen Schloß gethan werden mußten.

Einstmals wurde ich zu dem Hofalchymisten geschickt. Dieser gelehrte Mann hatte das Laboratorium des Kurfürsten unter sich und half ihm Gold machen, wie die Sage ging. Als ich zu ihm in die Kammer trat, um eine Flügelthüre, die beschädigt war, aus einem künstlich und fein geschnitzten Schrank zu heben, und hatte grade nur mein erstes Wort gesagt, so stand der Doktor himmellang aus seinem Stuhle auf und rief mich an: „Beim Eid! Ihr seid ein Schweizer oder am Bodensee daheim und ich wollte darauf meine rechte Hand verwetten.“ — So antwortete ich ihm: „Ich bin von Zurzach, Euch zu dienen, gnädiger Herr.“ — Da hatte er eine große Freude und gab sich als Einen von Konstanz zu erkennen. Er hieß David Beuther und seiner Verwandten leben noch mehrere in dieser Stadt.

Als ein halber Landsmann zu dem Goldmacher kam ich zu Zeiten zu ihm und habe viel Verwunderliches von ihm gesehen und gehört, was hier seinen Platz nicht finden mag. Doch kann ich nicht verschweigen, daß an einem gewissen Tage ich den Herrn ein wenig keck fragte, ob es denn wahr sei, daß er die Zukunft voraus zu sagen verstehe? Die Leute sagten's und ich könne es schier nicht glauben. Da lachte er verstohlen und antwortete, es sei wohl möglich, daß er's hin und wieder treffe, und ob ich eine Probe davon sehen wolle? Ich sagte: ‚Ja'. Da hieß er mich die linke Hand ausstrecken und nahm dieselbige in seine Rechte und schaute aufmerksam durch ein Glas in die Fläche meiner Hand. So sagte er bald darauf: „Ihr habt noch nicht an's Heirathen gedacht?" — Ich antwortete: „Nein." — „So werdet Ihr doch nächstens daran denken und zwar nicht nur eine, sondern sogar zwei Jungfern werden Euch angetragen werden. Aber haltet ja die Hände davon! Mit der Ersten würdet Ihr nicht zufrieden sein; mit der Zweiten würde großes Unglück über Euch kommen; jedoch die Dritte, die Euch hold sein wird, nehmt zum Eheweib mit zugemachtem Aug'. Die Dreizahl ist eine heilige, und merkt Euch nebenbei die Lehre, daß nur diejenige Frau ihren Eheherrn von Herzen liebt, die ihrem Vater und ihrer Mutter immer treu und gehorsam gewesen."

Die Weissagung schien mir kraus und seltsam; ich schlug sie bald in den Wind und dachte nimmer daran. Aber bald hierauf wanderte ich von Dresden ab, wo ich in dem Doktor Beuther den ersten Konstanzer hatte kennen gelernt.

Die Wanderschaft führte mich gen Regensburg, mit vielen Abenteuern, wie sie einem fahrenden Gesellen gern begegnen. Es war Regenwetter, Hitze, Donner und Blitz und nicht selten Hunger auszuhalten. Das Geschenk und die Gaben reichten oft nicht aus, und ich mußte manchmal betteln, wie die faulen Handwerker und die lüderlichen Fechtbrüder thun. So kam ich zu Regensburg in eine Herberge, wo kaiserliche Mannschaft lag, die mich zum Kriegsvolk wegnehmen wollte. Und es wäre um mich gethan gewesen, hätte sich nicht ein junger Kaufmannsdiener eingestellt, der mich dem Gesindel wieder abjagte und mir einen Zehrpfennig reichte, mit dem ich auslangte bis gen München und Freising, wo ich wiederum blieb. Der Kaufmannsdiener war aber der zweite Konstanzer, den ich kennen lernte, und zwar ein gewisser Heinrich Straub, von wackeren Eltern, der von Stund' an mein Freund geworden und den ich nicht lang hernach zu Lindau antraf, woselbst ich eine gute Werkstätte gefunden hatte. — Mein Meister hatte vor Kurzem seinen Sohn verloren. Derselbe hatte sich in den Fuß gehauen und war am Brand gestorben. Dem Meister blieb nur eine einzige Tochter, ein eigensinniges Kind, von lieblichem Angesicht. Der Meister gewann mich lieb, hielt mich ganz ehrlich und nahm mich oft mit in seine Herberge. Daselbst sagte er mir einst: „Fridolin, bleib' bei mir. Ich werde alt und das Leben freut mich nicht mehr, seitdem mein Hans daraus hat scheiden müssen. Ich will Dir Haus und Werkstatt und Kundschaft übergeben und Dich als Meister hier aufnehmen lassen, wenn Du meine Tochter zur Frau nehmen willst." — Der Vorschlag gefiel mir, doch verlangte ich

ein paar Tage Zeit, um mich zu bedenken. In dieser Frist fragte ich den Heinrich Straub, der bei einem Kaufmann in Diensten war, ob er mir rathen würde, den Meister beim Wort zu nehmen. Straub lachte und sagte dabei: „Das ließ' ich mir nicht zweimal heißen. Die Jungfer ist schön von Angesicht und der Alte hat ein feines Gut; greif' zu, Fridolin." — Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und zwar vor lauter Freude. Am andern Morgen früh wollte ich hingehen und dem Meister meinen Handschlag geben; da paßte mir die Jungfer in dem Gang auf und winkte mir, in eine Kammer zu treten, wo wir mutterseelenallein waren. Und so redete sie also zu mir: „Fridolin, Ihr seid ein gutes Schaf, und wenn Ihr thut, was mein Vater will, so ist's Euer Unglück. Ich weiß wohl, was der Alte mit Euch im Schilde führt, aber ich muß Euch mit aufrichtigem Munde bekennen, daß ich Euch, so wie Ihr da vor mir steht, von Herzen nicht mag. Würdet Ihr und mein Vater auf der Eheberedung beharren, so müßte ich als meines Vaters Kind mich drein ergeben, doch solltet Ihr Eures Lebens nimmer froh werden. Ich weiß einen Andern, den ich lieber hätte als Euch, und wenn Ihr Euch zwischen mich und den Andern stellen wolltet, so würde die Sach' etwa einen schlimmen Ausgang nehmen, und der zwischen Thür und Angel steckt, wäre besser daran als Ihr. Besinnt Euch daher wohl, ehe Euch das gereuen möchte, was Ihr zu thun Euch vorgenommen." — Nachdem sie also ihr Herz erleichtert, ging die Jungfer trutziglich von dannen.

Zuvörderst stieg mir die Galle wild in's Blut; sodann wurde mir ganz weh vor eitel Betrübniß; endlich

fiel mir wieder die Weissagung des Doktors ein und ich dachte bei mir selber: Es muß ja nicht sein, Fridolin. Sagte auch dem Meister frisch weg, ich sei mit nichten aufgelegt zum ehelichen Stande, wolle noch eine gute Weile warten und mich alsdann in meiner Heimat nach einer Veränderung umthun.

Der Meister war, wie gesagt, ein guter Mann und ließ mich — ob ihm schon die Thränen aus den Augen liefen — meinen Freimuth nicht entgelten. (Ich sollte lieber Kleinmuth gesagt haben, indem ich mich vor der Jungfer fürchtete, wie vor dem schwarzen Brechen.) Er behielt mich im Hause, redete nicht mehr von der Sach', und am Sonntag gab mir die Jungfer, immer heimlich lachend, ein Stück Braten weiter als den anderen Gesellen. Nicht lang und sie war eine Braut und versprochen mit dem Andern, den sie lieber hatte als mich. Klug und fein hatte sie den Alten überredet, daß er that nach ihrem Willen. Wenn die Männer das Eisen sind, so sind die Weiber der Rost, der mäusleinstill das Eisen frißt. — Weil nun die Jungfer Hochzeit halten wollte, gefiel mir's plötzlich nicht mehr zu Lindau und bin ich nach Bregenz hinübergegangen in einen fast schlechten Gesellendienst; doch war ich mindestens eine Meile weit von der schlimmen Hochzeiterin weg und brauchte nicht auf ihrem Ehrentag zu tanzen.

Was mir der Doktor Beuther verheißen hatte, fiel mir tausendmal ein. Ich war froh, die Jungfer nicht genommen zu haben, und es that mir dennoch leid. Ich war oftmals in so schweren Gedanken, daß mich die Nebengesellen und andere Leute für Einen hielten, der den Sonnenstich hat. Namentlich zog mich damit die

Tochter in unserer Herberge auf. Diese war ein bildschönes Mensch, mit Haaren als wie von goldenen Fäden, und blauen Augen, die so schön herschauten, wie der Bodensee, wenn sich der klare Himmel darinnen abspiegelt. Die Anna also lachte mich aus und mich ärgerte das. Ich merkte nicht, wo es hinaus sollte. Ich hatte mir alles Ernstes vorgestellt, ich sei ein häßlicher, unleidlicher Bursch, den keine Dirne lieb haben könne: das machte der grobe Bescheid, den mir die Lindauerin gegeben. Drum hat es lange gedauert, bis ich erfuhr, daß die Anna mich gern sah und sich über mich erboste, als über einen dummen Klotz und kalten Schneemann. Ja wohl; — ich hätte das lange wissen können, so war sie hinter mir drein, die Anna. Als ich jedoch klug geworden, war's erst nichts mit uns. Sie war ob meiner Kälte falsch geworden und ich gedachte meines alten Chorherrn, der mir einst gesagt, nur eine fromme Tochter ihrer Eltern würde eine gute Hausfrau abgeben. — Nun war die Anna gar nicht ein frommes Kind. Konnte sich zwar in eine Heilige verstellen, war aber nichts dahinter. Vom Zopf bis zum Absatz eine wahre Unruh mit brennendem Blut und heimlichen trüglichen Gedanken; ohne Ehrfurcht vor dem Vater, der freilich ein dummer Kerl war und nichts verstand als das Wurstmachen; ohne Lieb' zur Mutter, die ebenfalls eine Oelgötzin war und so faul, daß sie Einem nicht einmal „Gotthelf!" sagen mochte. Darum hätte mir wohl die Anna von Außen gefallen, wie noch keine, aber die Anna von Innen schreckte mich ab; und da ich's ihr einmal spüren ließ, so fing sie an, mich zu peinigen, indem sie mit dem Straub, der mich dann und wann besuchte und in der

Herberg aufzog, einen kleinen Handel anhob. Der Heiner war, Gott sei's geklagt — bald durch Brust und Kopf geschossen und verpicht auf das Annele, wie der Schwarze auf eine arme Seele. Ich konnt' es bald nimmer ansehen. Es wäre mir selber das Leben glatt auseinandergegangen, wie ein Brett springt, wenn's am Herdfeuer lehnt. Der Sonntag, an dem sich der Ladenknecht immer einstellte, war wie ein Buß- und Straftag. Endlich kam der Straub schon am Samstag zur Nacht, und wenn er auf der Herberg mit dem Annele scharmuzirt hatte, daß mir die Augen überloffen, so legte er sich alsdann noch zu mir in's Bett und ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen und fabelte mir immer von der Schönheit der Herbergtochter vor . . .! Ich hätt' ihn umbringen mögen; aber er konnte halt nichts für seine Lieb' und wollte mich nicht mit Fleiß verhöhnen.

Auf einmal — das Annele hatte ihn schon ganz im Sack und konnt' ihn schicken und traktiren wie einen Hund — an einem schönen Morgen sagt ihm selbige Anna ganz stolz und hoffärtig, sie sei jetzt über Nacht eine Braut geworden und noch vor dem Advent werde sie eine Ehefrau sein. Ihr Vater habe sie dem Kaufmann Christoph Widmann von Konstanz versprochen, und weil der Mann gar wohlhabend und das Leben in der Herberg ihr nicht mehr anständig, habe sie gern ihre Zusage gegeben. Sei lang genug eine Magd und Schwester von unsauberen Handwerksgesellen gewesen; wolle jetzt auch eine gestrenge Frau mit Dienstboten und allen Ehren vorstellen. — Und da mein Heiner ganz verschrocken darauf sagt, das werde wohl nur ein Schwank

sein, der Kaufmann sei schon so alt und Anna dagegen so jung, so lachte die Jungfer dazu, als wie närrisch und ließ sich vernehmen, sie nehme lieber einen ruhigen Alten, als einen ungescheidten Jungen; sie brauche einen klugen Vater, wolle sich nicht mit Kindergeschrei abgeben, und der Widmann habe ihr all' sein Hab und Gut verschrieben auf den Fall seines Ablebens, und der Fall werde allerdings nicht ausbleiben und sodann wolle sie, Anna, schon Sorge tragen, ihren reichen Wittibstand zu tragen.

Da nun der Heiner ersehen, wie sie nur bis daher Scherz und Spiel mit ihm getrieben und wie sie frei und freudiglich ihre Jugend dem alten grauen Hagestolzen verhandelt wie ein paar Ellen Leinentuch, so riß er aus und zu mir sprach er: „Du siehst mich hier zu Bregenz nimmer wieder!" — Und ich antwortete ihm: „Du müßtest ebenfalls gute Augen haben, wenn Du mich hier wieder sähest; denn ich kann's nicht vertragen, die Anna in ihrer Hochzeitfreude zu sehen, und in meine Heimat hab' ich gar nicht so weit." — Also wanderte er zur rechten, ich zur linken Hand hinaus und Anna lachte uns in den Nacken, so wie sie uns unter die Nase gelacht hatte.

Mein Bekümmerniß währte bis zum Mondstein. Als ich dort auf der Fähre über den Rhein setzte, schwammen meine Sorgen mit dem Wasser in den See. Ich sagte Valet dem Heiner und der Anna zumal. Der Erste hatte verschworen, in der Seegegend zu verweilen; die Anna hoffte ich ebensowenig irgend wiederzusehen. Herr David Beuther hatte mich glücklich vor zwei üblen Weibern verwarnt. Die dritte gute Maid würde mir

auch nicht ausbleiben, getröstete ich mich. So kam ich nach langem Wandern gen Zurzach nacher Haus, fand meinen guten alten Chorherrn noch am Leben, erfreute mich seiner Gesundheit und machte die Bekanntschaft eines ehrsamen Meisters vom Handwerk, der mir auf's Jahr Arbeit für lange Zeit versprach. Das war mitten im Winter; der Meister war einer von Konstanz, der jetzt selige Martin Haselwander. Im Frühjahr ließ derselbe mich berichten, nach Pfingsten werde ein Platz in seiner Werkstatt ledig sein und gute Aussicht für die Zukunft. An die Anna dachte ich mit keinem Gedanken mehr. Dergestalt kam der zurzacher Markt heran und ich wollte noch das lustige Wesen mit ansehen, ehe ich meinen Bündel schnürte. Die Messe war viel besucht, und am allermeisten drängten sich die Käufer und Lungerer um einen Stand, der am Eck des Freiburgerhauses aufgeschlagen war. In dem Stand wurden Tücher und Linnenwaaren verkauft. Ich machte mich auch als ein müssiger neugieriger Gesell dahin und machte den Maulaffen wie Andere. Da wurde ich ein feines Frauenbild gewahr, das in dem Stand die Waaren auslegte, und siehe: dieses war keine Andere, als die Anna von Bregenz, die Ehefrau des Herrn Christoph Widmann. Sie war recht feist geworden, trug sich wie eine Edelfrau, die Finger voll mit Ringen und über dem Kleid eine goldene Kette, wie man sie zu Venedig macht. Ihr Gesicht war wohlgefärbt und ihre Augen funkelten blau wie vordem; aber um ein gutes Theil war sie fürnehmer und stolzer geworden. Sie kannte mich nicht mehr; auch gab ich armer Gesell mich ihr nicht zu erkennen. Neben ihr stand ihr Herr; der hatte

eine kurze wohlbesetzte Gestalt, kleine verschmitzte Augen im Kopf und auf demselben weiße Haare; deren waren aber wenig. Er hatte das Ansehen eines leidentlichen Altvaters, doch sagten die Leute, er sei viel geizig und eifere mit seiner Frau. So viel ist gewiß, daß er sie nicht von der Hand ließ und wo sie hinschaute, sah er zweimal hin. Die Begegnung hatte mir bald den Markt verleidet und so letzte ich mich mit dem Chorherrn, nahm den Weg unter die Füße und zog fürbaß. Hätte in Schaffhausen Arbeit gefunden, aber erstlich war ich ein Katholischer und mochte nicht unter den Kalvinisten verweilen, und endlich hatte ich dem Meister Haselwander das Wort gegeben und das bricht kein Mann, wenn er auch nur ein Gesell bei der Zunft ist.

Es war am ersten Montag nach dem Pfingstmontag, daß ich in hiesiger Stadt Konstanz einwanderte. Die Mittagsglocken läuteten soeben wie zu einem Feste. Eine weiße Taube hat mich von Gottlieben bis zur Stadt begleitet, ist immer vor mir hergeflogen und hat sich, wenn ich zögerte, nachzukommen, so lang auf einen Zweig gesetzt, bis ich wieder bei ihr war. Am Stadtthor schwang sie sich zur Zinne auf und schlug mit den Flügeln lustig aus. Das galt mir als ein absonderlich gutes Zeichen und die Münsterglocken schienen zu singen: Willkomm, Willkomm! Hier ist gut sein! — Das erste lebendige Wesen, das mir auf der Gasse begegnete, war ein junges Dirnlein, wohlgeputzt und freundlich von Antlitz. Wiederum ein besseres Zeichen, als wenn's eine alte Vettel gewesen wäre oder gar — mit Verlaub — ein unreines Schwein! — Da ich in des Meisters Haus eintrat — es ist dasselbe, das ich jetzt zu eigen besitze

— ist mir zu Muth gewesen, als ginge ich in ein gastlich Vaterhaus ein, so kommlich und würdig und wohnlich sah es darin aus. Der Meister nahm mich wahrhaftig väterlich an, und seine Schwester, mit der er hauste, eine noch hübsche junge Maid, stellte uns einen wackern Imbiß auf den Tisch. Und da ich nach dem ersten Bescheidtrunk so rüstig und glücklich im Gemüth wurde, so wollte ich wissen, welches Heiligen Tag es wäre, um mir ihn zu merken. So antwortete der Meister, es sei der Tag der heiligen Klotildis und seiner Schwester Namensfest obendrein. Da ging eine helle Ahnung vor mir auf und ich erhob mich und sagte, mit dem Becher in der Hand, nach dresdener Sitte, wo man höflicher ist als am See: „Herzliebste Jungfer mein, laßt mich Euch empfohlen sein. Möchtet Ihr für Eure vielen Gaben auch Gefallen an mir haben! Bin zwar nur ein armer Wicht, mit einem wüsten Angesicht; wenn ich jedoch auf Euer Wohlsein trinke, so red' ich wahrlich, was ich denke!" — Trank auch den Becher aus bis auf den letzten Tropfen, und die Jungfer that mir etwas wenig Bescheid und sprach hierauf, wie ein Kind so aufrichtig: „Seid munter, guter Gesell, Ihr gefallt mir wohl und mein Bruder hält was auf Euch, und hat mir viel von Euch berichtet, was mir guten Glauben gegeben."

Diese Rede hat mir noch lieblicher gedünkt, als der Gesang der Münsterglocken, und von Stund' an sagte ich mir, der Doktor Beuther habe als ein weiser Mann geurtheilt und die dritte Jungfrau, der ich trauen dürfe, sei endlich und glücklich gefunden. Amen; es war so, sie hat mich ehrlich gehalten, auf mich gesehen wie auf

einen Bruder, und damit ich ja einsehe, was ich an ihr hatte, ließ mich der liebe Gott krank werden. Ich hatte mich verhitzt und verkältet, auch überarbeitet, um dem Meister und der Klotild zu gefallen. Kurz, ich bekam das Frieren und fiel bald dergestalt von Kräften, daß ich hinlag wie ein Todter und kein Glied mehr zuckte. Das Uhrwerk in der Brust ging aber dennoch fort, sonst, schätze ich, würden sie mich in's Grab gelegt haben, ohne mich zu fragen.

Und wie ich dann endlich aufwache — das Siechthum hatte sich in dem Todtenschlafe davon gemacht und mich als einen zerschlagenen Leib zurückgelassen — da saß an meinem Bett die Klotilde und wartete mir ab wie ein Engelein, und auf der andern Seite saß der Chorherr und betete Lob und Preis zum Himmel auf. Zu des Bettes Füßen stand aber der Meister mit Wasser in den Augen und er sagte: „Sei frisch und wacker, Fridolin, denn Du wirst wieder gesund werden und uns nimmermehr verlassen."

Ach, das gefiel mir wohl — und ich tummelte mich rechtschaffen mit meiner Leibesschwäche herum, bis ich sie aus dem Feld geschlagen hatte, und der Tag meiner Wiederaufstehung war auch mein Verspruchtag mit der Klotilde. Der alte Chorherr hat uns dann vor dem Advent — ein Jahr war vergangen, seitdem die Anna von Bregenz den Widmann geheirathet — zusammengegeben und mir Alles verschrieben, was ihm an Hab' und Gut zugefallen, so daß Klotilde sich meiner gerade nicht zu schämen brauchte. Die Hochzeit wurde auf der Herberg prächtig ausgerichtet, den Zimmerleuten zum Trotz, die ein paar Tage vorher auch eine Hochzeit ge-

halten und dabei gesagt, eine schönere sollte nicht mehr in Zünften vorkommen, so lange noch die Stadt aufrecht stehen würde.

Der Tag war meines Lebens schönster. Nicht vorher, nicht nachher ist mir je so wohl gewesen. Mein gutes Eheweib ist beständig ein Muster von Lieb' und Treue geblieben und noch heut an der Spitze unserer frommen Kinder eine wahre Zierat meines Hauses. Der Schwager hat Letzteres mir verkauft und beim Rath einen Dienst angenommen, so daß ich Meister bei der Zunft wurde und ein Bürger der Stadt und an Ansehen und Gewerb wuchs von Tag zu Tag.

Allmälig wurde ich mit allen Nachbarn bekannt, und also auch mit dem Kaufherrn Widmann, der unten im Adler wohnte und daneben sein Gewölbe hatte, einen Verkaufsladen und eine Niederlage für Waaren. Er war ein stolzer, frecher Mann, der viel von sich hielt; aber wenn's den Handel galt, da war er Herz und Seel' mit anderen Leuten, waren sie noch so gering. Die Frau sah ich zwei- oder dreimal. Sie war immer starr und steif im Gesicht, redete nur so viel, daß ihr das Maul nicht zuwuchs, und stellte sich an, als habe sie mich noch niemals gesehen. Nun, mir konnt' es recht sein. Ich machte mir gar nichts aus ihr und die Klotilde hatte ich lieber als mein eigen Leben.

Der alte Kaufmann, der geizig war in Worten und Werken, hatte sein Auge auf mich geworfen, weil ich ein angehender Meister meines Handwerks und, um mir eine Kundschaft zu gewinnen, gezwungen war, wohlfeiler zu arbeiten als die älteren Meister. Dazumal ließ er sein Gewölbe auf mailänder Weise mit Getäfel aus-

machen, und das verstand bei uns Keiner so gut als ich, der ich beim Mitscherlich die wälschen Künste gelernt hatte. So kam ich denn oft in des Widmann Haus und wurde ihm vertraut, obschon nicht als ein guter Freund. Denn ich war doch immer nur ein Handwerksmann und von unserer Herberge war's bis zu der Kaufleute Gesellenhaus grad so weit, als vom letztern bis auf die Katze *). — Dennoch wurden wir einmal selbander recht geheim. An einem Tage ließ mich Herr Widmann zu ihm bescheiden, setzte mir in seinem Ladenstüblein einen Humpen Wein vor, bringt mir selber den ersten Trunk zu und sagt alsdann: „Mein lieber Meister, Ihr seid ein bescheidener Mann und, wie ich höre, getreuer noch als Gold. Wollt Ihr mir ein Gelöbniß thun, bei meinen Lebzeiten an keinen Menschen zu verrathen, was ich Euch jetzt anvertrauen werde?"

„Das ist mein Handwerk, wie dem Schlosser das seinige," hab' ich dem Herrn darauf geantwortet, ihn dabei fest angesehen wie ein Biedermann und den Handstreich gegeben.

So sagt er: „Mag sein, daß ich ein wunderlicher Heiliger bin, aber zu Zeiten kommt mir in den Sinn, als müsse es in den schweizerischen und deutschen Landen einen Krieg geben, und wer weiß, wie es alsdann unserer guten Stadt Konstanz ergehen möchte. Drum wollte ich Euch gebeten haben, mir einen Versteckwinkel zuzurichten, wo ich mein Eigenthum an Geld und Waaren und Kostbarkeiten vor dem Feind verbergen könnte. Ich hab' schon einen Platz dazu gefunden und denselben ausge-

*) Die adelige Trinkstube.

graben, doch sollte er mit Brettern eingeschlagen sein, auf daß die Waare und das liebe Gut mir nicht verderbe. Ihr sollt mir das machen. Das Holz hab' ich in Bereitschaft; heute sind wir ungestört, denn mein Weib ist auswärts mit der Frau Altburgermeisterin und mein Ladenknecht überm See, um Geld einzutreiben. Kommt mit Eurem Handwerkszeug, sobald es dunkelt, fein still in meine Wohnung und bis zur Mitternacht können wir die Arbeit gethan haben. Es soll Euer Schade nicht sein."

So wie er's befohlen, so ging das Werk vor sich. In seinem Waarenschupfen, der an den Laden stieß, hatte er im finstersten Winkel ein Loch in den Boden gemacht, sah aus just wie ein Grab. Man hätte den Kaiser Karl den Dicken, so auf der Reichenau in der Gruft liegt, in dem Loch bestatten können, so lang und tief war es. — Nach seinem Willen schlug ich die Grube mit festem Holz aus, daß sie rein und trocken wurde, verrichtete die Arbeit ohne vielen Lärm und der Widmann hielt mir dabei das Licht. Er saß geruhig da und redete von Allerhand, so auch von seiner Ehefrau, von deren Wandel und daß er mit ihr zufrieden sei und all' sein Gut ihr verschrieben habe. Sie sei zwar jung und Jugend habe nicht Tugend, allein dafür sei er ein alter Fuchs und habe seine Augen überall und lasse sich nicht bei der Nase herumführen. Das Fürnehmste im Ehestand sei, daß der Mann recht aufpasse, wie ein Hefstelmacher, und wo nicht die Gelegenheit, da sei auch kein Dieb. Endlich sagte er noch: „Ich weiß Alles bis auf's Härlein, was mein Weib denkt und thut; sie hingegen weiß nicht was schwarz am Nagel

von meinem Thun und Lassen, und so muß auch diese Grube ihr verborgen bleiben bis an meinen seligen und, so Gott will, späten Tod." — „Das sei so," hab' ich ihm zur Antwort gegeben und beigesetzt, ich würde die Heimlichkeit an keinen sterblichen Menschen, also auch nicht an die Frau verrathen. — Die Arbeit trug mir einen guten Lohn und bald dachte ich nicht mehr daran, weil mir von allen Seiten Arbeit genug über den Hals kam, daß ich zu schaffen hatte wie ein Lastesel.

Es war so um jene Zeit herum, da begegnete ich auf einmal auf der Gasse dem Heinrich Straub. Der war stolz herausgeputzt wie ein Herr von Adel, und da ich zu ihm trat, um ihn freundlich zu bewillkommnen, sah er mich von oben an und rückte kaum den Hut und sagte eiskalt zu mir: „Schon gut, Meister Schreiner, ich entsinne mich Eurer wohl und es möge Euch in dieser Welt gut gehen." — Ließ mich stehen und wandelte seine Straße weiter, ohne sich nur umzuschauen. Der schnöde Gruß hätte mir schier Verdruß gemacht; allein beim Tag besehen that er doch nur, was sich gebührte, sintemal er ein rechter Herr war und ich nur ein Schreinermeister, zudem auch die Zeit schon lange vorüber, da wir, Gesell zu Gesell, draußen in der Fremde miteinander Brüderschaft gemacht. Dergestalt kam er mir noch etliche Male vor und einmal sogar in der Gesellschaft des Christoph Widmann. Zu jener Frist hatte es in des Widmann's Hause ein großes Aergerniß abgesetzt. Der Herr hatte, wie es hieß, seinen Ladenknecht darüber erwischt, daß er unterm Tisch der Widmännin die Hand hatte nehmen wollen. Darauf hatte der Alte einen Sturm und Wetter gemacht, als ob der

Feind mit Trompeten und Heerpauken einbräche, hatte die Frau hart angefahren und den kecken Gesellen arg geschlagen, auch zum Haus hinausgeworfen und durfte derselbe nicht mehr in der Stadt verweilen, da ihn ein ehrsamer Krämer nicht mehr aufnahm. Ist sodann, wie man bald vernommen, in Frankreich gezogen und dort vor eitel Kummer und Ueberdruß ein Kriegsknecht geworden. Es kam heraus, daß des Widmann's Frau ganz unschuldig in der Sach gewesen, und so nahm sie der Widmann wieder zu Ehren an. Da er jedoch nebst seinem Alter auch gar bresthaft geworden und die weiten Reisen in's Wälschland und in Niederland nicht wohl mehr hat verrichten können, so ist ihm — weiß nicht wie's zuging — eingefallen, den Heinrich Straub als einen Gesellen anzuwerben, um denselben nach Verordnung in die Welt hinauszuschicken und im Verein mit ihm seinen Handel zu treiben. Denn der Heiner war von Haus vermöglich und verstand den Handel, wie ihn nur der schlaueste Venediger verstehen kann. Mich nahm's Wunder, daß der alte Fuchs die Wahl getroffen, auch schnaufte ich kein Wörtlein von den vorzeitigen bregenzer Händeln. Dann aber begriff ich, warum der alte Fuchs also gehandelt, da ich vernahm, wie die Widmännin bei allen ihren Freundinnen herumging und sich bitterlich beklagte, daß ihr Herr gerade nur ihr zu leid den Heiner genommen, indem sie ihn nicht ausstehen könne und Gift und Galle ihr lieber wären, als sein trutziges und hoffärtiges Angesicht. Sie hoffe nur, es werde mit der Freundschaft nicht lange Bestand haben und der Alte bald einsehen, daß sie mit ihren Verwarnungen Recht gehabt. Der Heiner wohnte auch nicht in Wid-

mann's Hause, sondern in dem Hause eines seinigen Vetters, eines alten, unbeweibten Männleins, und dort führten sie selbander ihren Junggesellenhaushalt.

Alle diese Dinge bekümmerten mich wenig, da mir gerad in jenen Tagen meine liebe Ehefrau zu meinem herzlichsten Vergnügen einen Sohn geschenkt hatte, den mein Schwager und der Chorherr über die heilige Taufe hielten, wodurch ihm die Namen „Martin Albrecht" zu Theil wurden. Gleichsam als hätte mich dazumal der Himmel mit all' seinem Segen überschütten wollen, fügte es sich, daß ich vom Grafen von Zimmern eine große Arbeit überkam, die ich auf seinen Schlössern auszurichten hatte. Mußte mich freilich für lange Zeit von Weib und Kind und Heimat trennen, aber da der liebe Gott in seiner Güte mir einen Nachkommen beschert, so lag es auch wohl an mir, dem Vater, einstweilen für den Knaben schon zu sorgen und den Grund zu einem ehrlichen Sparkasten zu legen.

Ich kam erst im tiefen Winter heim, um die Feiertage mit meiner liebsten Ehefrau zuzubringen. Da war vielerlei Neues geschehen, was mich anging und auch nicht anging. Der gute Chorherr vom St. Verenastift war gestorben, friedlich und mit Sorgfalt meiner gedenkend und seines Täuflings. Das war ein Zuwachs zu der irdischen Wohlhäblichkeit, aber ein schwerer Verlust daneben. Auf dem dritten Blatte, von diesem weiter gezählt, hab' ich mit Fleiß des Chorherrn Herkunft, Geburts- und Todestag, sowie das Erbtheil, so er mir hinterließ, verzeichnet. Du findest auch, Leser, dort die Namen und Geburtstage aller meiner Kinder, derer, die annoch leben, wie auch derer, so der Herr zu sich ge-

nommen als junge frische Rosen. — Hier aber fahre ich fort zum Straub'schen Handel.

Es war nämlich noch eine gute Weile vor dem Chorherrn der Herr Christoph Widmann mit Tod abgegangen und zwar auf eine nicht alltägliche Weise. Er hatte Streit und Span mit dem Spittelschaffner zu Ueberlingen gehabt; handelte sich um vieles Geld, das ihm endlich auf Befehl der Oberpflegschaft der Schaffner zahlen mußte. War deßwegen gen Ueberlingen gefahren, das Geld zu empfangen; da traf es sich — weil der Schaffner muthwillig Aufschub suchte — daß eine Verschreibung fehlte, die Herr Widmann hätte vorlegen sollen. So ist er noch am späten Abend von Ueberlingen wieder anhero gekommen und vorgefundener Briefe halber noch in selbiger Nacht gen Schaffhausen ausgeritten, oder gerad am Morgen, just, da das Thor aufging. Ist aber sammt Pferd und Zaum nicht in Schaffhausen angekommen. Wie Einen denn nun das Schicksal ereilt. Roß und Reiter sind lang allhier und alldort erwartet worden. Inzwischen fand man nach vielen Wochen einen Leichnam tief im Rheine, Vermatingen gegenüber, und es schien der todte Herr Widmann zu sein, wiewohl ihn das Gewell dergestalt verunstaltet, daß sein Gesicht unkenntlich geworden. Jedoch glich der Rock, sowie die Stiefel dem Kleid und Lederwerk des Widmann und ein paar Tage darauf ist auch das Pferd aus dem Wasser gezogen worden; viel weiter oben im Rheinstrom, weil es schwerer auf dem Grund gelegen; hatte eine spannenbreite Wunde in der Seite. Kein Biedermann war im Zweifel, daß dem guten alten Herrn ein Unglück von frecher Landstreicher Hand angethan

worden. Die Wittwe war vom Tag des Ausbleibens ihres Herrn anzuschauen gewesen wie eine schmerzhafte Martyrin, weinte an einem Stücke fort, konnte sich nicht zufrieden geben und hatte den Kopf verloren; sah sich nicht in ihrem Gewerbe und Haushalt um; somit wäre Alles bei ihr in's Verderben gerathen, wenn nicht der Heiner Straub an der Wittib und ihrem Hab und Erbe gehandelt hätte als ein wackerer Mann. Tag und Nacht war er mit der Handelschaft beladen, stand in's Gewölb, um die Waare zu verkaufen oder schrieb in's Buch und an die Weber und andere Kaufleute, mit denen es Herr Widmann gehalten. Vor Rath und vor der Krämerzunft hat der Straub Alles ausgefochten, daneben die Frau in ihrem Leid getröstet und still ertragen, wenn sie ihn zuweilen anfuhr wie eine Tigerkatze den Schafbock. Endlich jedoch ist die Wittib geschlachter geworden und hat eingesehen, daß sie dem Heiner Alles verdankte; hat ihm alles Unrecht abgebeten, das sie ihm gethan und ihn gebeten, sie nicht zu verlassen in ihrem betrübten Stande. — Da ich im Jahre darnach nach vollends abgethaner Arbeit beim Grafen von Zimmern wiederum daheim saß, wurde ich berichtet, daß die Anna Widmännin damit umging, den Heiner zu ehelichen. Hierauf sagte ich: „So müssen eben die Leute zusammenkommen, wie Gott will, und sträuben sie sich noch so heftig gegen die Fügungen des Herrn!“ — Sie sind auch in demselben Jahr zusammengegeben worden in der Münsterpfarre und am Frauen-End-Altar. Ich hab's mitangesehen. Die Anna trug einen steifen Rock von dunkelrothem Zeuge, ihr Mieder mit Gold eingeschnürt und auch die Haube war von Gold mit

rothen Fäden eingesponnen. In der linken Hand führte sie einen kostbaren Rosenkranz, vor dem Mieder einen Strauß von silbernen und blauen Blumen; die Klosterfrauen hatten denselben gemacht. Aber ihr Gesicht hatte viel gealtert, die Farbe war von den Backen gewichen und sie war anzusehen wie eine überdrüssige, neidige und verschrockene Frau. Mir that's leid um den Heiner, der neben ihr ging und, wiewohl geputzt wie ein Hofjunker, den Löffel hängen ließ und mit den Augen die Pflastersteine abzählte. Auch er war bleich, als wäre er krank gewesen. Das dauerte bis nach der Einsegnung. Da stieg ihm wieder das Blut zu Gesicht. Als ein altes Bruderherz von ihm stand ich ihm auf den Weg, grüßte ihn ehrbarlich und wünschte was der Brauch mit dem Spruch: „Es soll Euch wohlergehen, Herr Straub, wie mir, der ich auch bekommen habe, was ich mir auf Erden ausgesucht hatte." — Der Heiner sagte hierauf: „Ich danke dem Meister in meinem und meiner Frauen Namen. Ihr sollt mir empfohlen sein, wie Ihr's dem seligen Herrn Widmann gewesen seid." — Während dessen wurde auch die Frau so roth wie ihr Kleid und ich dachte bei mir, ob es wohl wäre, daß sie mich endlich erkannt hätte? — Darauf gingen sie zum Hochzeitschmause, bei dem ich nichts zu thun hatte. An der Tafel geschah es, daß dem Hochzeiter in der Hand ein gläserner Pokal zersprang, gleichsam von sich selber, und daß der Stadtsteuerschreiber plötzlich unpäßlich heimging, worauf dreizehn Gäste am Tische zurückblieben, was von Mehreren bemerkt und für ein ungünstiges Zeichen gehalten wurde. Ich weiß nicht, ob

an solche Vorzeichen stets zu glauben; doch sollte man das meinen.

Von der Zeit an habe ich lange nichts von den Straubischen gehört, als daß ihr Gewerb nach der allgemeinen Sage den Krebsgang ging und die glückliche Hand nicht mehr in ihrem Hause verspürt werden wollte, die zu seligen Widmann's Tagen darin gewesen. Ich habe von diesem Gerede nur die Hälfte geglaubt; man weiß, wie der Neid und der Unverstand in den Tag hinein schwätzt. Darüber sind ein paar Jahre hingegangen. Auf einmal — zu Ausgang Winters am Abend, da ich hinter dem Ofen saß und ausruhte und allein im Hause war, trat der Heiner bei mir ein. Ich war darob verwundert, räumte ihm den besten Platz auf der Bank ein und er hob an, nicht ohne zu stottern und zu gatzgen, wie ein blöder Schulerbub: „Er habe im Sinn, das ganze Haus, wo er jetzt wohne, anzukaufen und just sei er nicht bei Geld, und ob ich nicht ihm da helfen möchte?" — Das Ansinnen kam mir verwunderlich vor. Mit dem Hause war's aber so: der obere Stock gehörte zu Eigenthum dem Adlerwirth, der alldort seine Herberge hielt, und das untere Stockwerk eben so zu Eigenthum dem Christoph Widmann selig und also seiner Wittwe, nunmehrigen Straubin, der der alte Herr Alles verschrieben und gelassen hatte, was ihm gehörte. Beide Parteien hatten das Recht, einander ihr Eigenthum feil zu machen; doch hatte die Straubin ein Vorrecht vor dem Adlerwirth. Letzterer wollte nun dazumal die Straubischen auskaufen und die Straubischen wollten von ihrem Vorrecht Gebrauch machen und selber das ganze Haus zu Eigenthum nehmen. Ihr Recht war

verbrieft und besiegelt und nichts dagegen einzuwenden. Nur fehlte ihnen eben das Geld. — Ich hatte dazumal freilich Ersparnisse gemacht; allein der Chorherr hatte mir an's Herz gelegt, zu keiner Zeit an Kaufleute Geld zu verlehnen. Sie seien nicht sicher und im Handel gehe zuweilen mehr verloren, als gewonnen, und dann komme der Darlehner um sein Geld und habe das leere Nachsehen. Ich antwortete also dem Heiner: „Herr, ich brauche, was ich habe, selber, um meinem Schwager dieses Haus, da ich wohne, zu bezahlen.“ Worauf er ziemlich frech erwiedert: „Meint Ihr denn, ich hätte nicht vom Stadtschreiber gehört, daß Ihr schon Alles bezahlt habt? Macht mir nur keine Lügen vor, Fridolin.“ — Wie ich nun kein Wort entgegnen konnte — er hatte mich wahrhaftig auf der Lug ertappt — so sagte er ferner: „Wir kennen uns ja schon so lang und sind — wißt Ihr noch? — in Lindau und Bregenz gar gute Gesellen gewesen, und wäre ich nicht dazu gekommen, so hätten Euch die kaiserlichen Knechte zu Regensburg weggenommen — wißt Ihr das auch noch? — und Ihr läget vielleicht schon längst in der kühlen Erde ... Derohalb solltet Ihr mir ein guter Nachbar sein und ein Freund. Gebt mir das Geld; ich geb' Euch eine Handschrift, und wenn meine Messen gut einschlagen, erstatte ich das Geld binnen drei Jahren von heut an und einen Zins, wie man ihn nur in Mailand und Venedig zahlt.“

Ich schämte mich, gelogen zu haben; auch gedachte ich der frohen Gesellenzeit, und wie mich der gute Heiner aus den Krallen der kaiserlichen Vögel gezogen und hätte doch leicht selber eine wunde Haut davon tragen

können; auch lachte mir der hohe Zins ... aber des Chorherrn Lehrgebot wollte mir nicht aus dem Schädel. So fragte ich, wie die Katz um den Brei geht, wenn er ihr zu heiß dünkt: „Sagt mir doch, warum wollt Ihr, da Ihr nicht bei Gelde seid, nicht dem Adlerwirth das Haus überlassen? Ihr bekämet dann ein Ansehnliches in Euren Zahlkasten und ein ander Gewölbe sammt Stube und Kammer fände sich wohl bald."

Da schüttelte er den Kopf und antwortete mir mit Ungeduld: „Das versteht Ihr nicht. Ein Kaufmann ist gebannt an seinen alten Verkaufsstand. Ich würde alle Kundschaft verlieren, wenn ich mich anderswo ansetzte. — Zudem liegt mir viel an dem Hause und meinem Weib noch mehr. Nun, Fridele, schlagst Du nicht ein?"

Daß er mich wieder duzte, gefiel mir und gefiel mir auch nicht. Er that's ja doch nur um des leidigen Geldes wieder. Aber der Mensch ist ein eitles, trotziges und wandelbares Geschöpf. Ich war schon in Heiner's Sack. Doch fragte ich noch, um die Zeit zu strecken und die Verhandlung: „Wie kommt es nur, daß Ihr, ein reicher Krämer, um Geld verlegen seid? Reich von Haus und reich durch Euer Weib — wie kann's Euch fehlen?" — Da erzählte er mir viel vor von bösen Schuldnern, von theuren Ankäufen und wie sich die Waare eigentlich nur in einem bis anderthalb Jahren verkaufe theils, zum Theil verzinse und einbringe. Es könne geschehen, daß etwa schon in ein paar Monaten er, Straub, Geld im Ueberfluß habe ... aber jetzt dränge die Zeit und der Adlerwirth setze ihm sozusagen den Dolch auf die Kehle. Was ich gar von seinem,

des Straub, Reichthum sage, sei unnütz Gerede. Er sei niemals reich von Haus gewesen und hoffe nur seinen Vetter zu beerben, der ihm jedoch zu Lebzeiten kein Geld geben werde, da er, Straub, die Widmännin gegen des Vetters Willen geheirathet habe. Und des Christoph Widmann Verlassenschaft sei gar nicht so glänzend, als man wohl meine. Er habe auch mehr erwartet, als gefunden worden sei. Sein, des Heiner, Wort und Handschlag sei eines ehrlichen Handelsherrn, und seine Schrift sei werth, was baar Geld. — Hierauf erwiederte ich ihm: „Ich hätte alle Ehrfurcht und Vertrauen zu seiner Schrift, aber Gott wisse allein, wie lang ein Mensch am Leben bleibe und daher müsse er, Heiner, mir das ganze Haus zum eigentlichen Pfand verschreiben, sonst thäte ich, schon um meiner Ehefrau und Kinder willen, nicht einen Streich."

Daran ging er freilich nicht gern, weil Schreiber und Zeugen dazu mußten — doch war ihm der Brocken überhaupt sauer, und wollte er das Haus nicht lassen, so mußte er sich an mich halten, der ihm doch geheimer war als ein Anderer in Konstanz. Von einem Krämer konnte er nichts geliehen bekommen und mit einem jüdischen Wucherer mochte er nicht eintreten, denn erstens wird von ihnen der Anleiher geschunden wie Sankt Barthelmä und zweitens singen dann die Spatzen den ganzen Handel von den Dächern. Darum sagte der Heiner endlich: „In Gottes Namen also, komme morgen, Fridele, und besieh' Dir das Haus, damit Du es schätzest und wir das Geschäft gleich in Ordnung bringen. Es eilt mir und meinem Weibe sehr."

Ich habe gethan nach seinen Worten, bin am andern

Tag zu einer Zeit, da der Adlerwirth nicht bei Hause war und sich also auch nicht unberufen in unser Werk mischen konnte, zu den Straubischen gekommen, habe vermessen das Haus von oben bis unten, Alles angeschaut, und endlich auch das Gewölb und den Waarenschopf in Augenschein genommen. Da wir in den Letztern eintraten, schwere Riegel lagen davor und ein großes Schnappschloß, vermeinte ich, in ein recht volles Waarenhaus geführt zu werden; ... aber es war schier leer, lagen nur hie und da ein paar Rollen Tuch und Leinen auf den Simsen herum und auch von diesen hingen Spinnweben. Es war ein übler Geschmack*) in dem Schopfen um und um und die Fenster schier erblindet und zugewachsen vor Staub und Schmutz; auch die Verkremsungen der Fenster hingen damit voll. — „Beim Eid!“ sagte ich, als ich in der schwarzen Kammer mich umsah; „hier thäte ein gutes Wasch- und Putzbad noth. Warum haltet Ihr den Schopf so unreinlich und ist er doch zu seligen Widmann's Zeiten sauber gewesen, wie eine Speis?“ **) — Sah dabei den Heiner an und erschrak fast, als ich ihn weiß wie einen Leichnam vor mir stehen sah. Die Schlüssel schlotterten in seiner Hand. „Ist Euch was zugestoßen?“ fragte ich ihn gleich. Und er entgegnete: „Die Kammer ist seit geraumer Zeit in Abgang gekommen, weil die Maden darin sind und die Waare zerfressen haben. Mich selber hat aber jetzt ein Fieber angestoßen und ist mir allerdings nicht recht wohl im Leibe. Drum kann ich die

*) Geruch.
**) Speisekammer.

Kellerluft nicht ertragen." — Ich versprach dem Heiner, gleich wiederum mit ihm hinaus in's Gewölb zu treten. Weil mir jedoch der Schlupf einfiel, den weiland Herr Widmann durch mich hatte berichten lassen, und ich dachte, Heiner könne etwa nicht darum wissen und es läge etwa darin der Hauptschatz des Alten noch unberührt, so sprach ich den Straub fröhlich an: „Habt Ihr schon in jenen Winkel geleuchtet? Dort ist ein Hamsterloch, das ich selber hergerichtet habe. Wäre es, daß der Widmann Euch nicht davon gesagt hätte, so fändet Ihr vielleicht dort vergraben, was Euch helfen könnte!"

Auf diese ehrliche und einfältige Frage fällt der Heiner über mich her wie der Feind, hält mir den Mund zu und zittert selber mit den eiskalten Händen und seine Zähne klappern. „Um der heiligen Muttergottes willen verrathet nichts von dem Loch und von dem, was darin liegt!" schnattert*) er mir in die Ohren und seine Augen gingen hin und her, daß ich mich fürchtete. — „Nun, nun," sagte ich darauf, „ich bin ja Euer guter Freund, das wißt Ihr. Wenn Ihr aber dort unten Euern Nothschatz liegen habt, so verstehe ich nicht, daß Ihr Geld zu entlehnen begehrt." — „Narr! das versteht Ihr nicht," hat er mir hierauf zur Antwort gegeben und mich an seiner todtenkalten Hand hinausgeführt. Was war jedoch draußen für eine Bescherung? Da lag die Anna über den Ladentisch gebogen und wimmelte in ihre Hände hinein, als litte sie große Schmerzen. Ich ging zu ihr hin und schweigte sie

*) Hier ist „schnattern" so viel als „zitternd vor Frost reden".

etwas. Mittlerweile verriegelte und verschloß der Heiner die Thüre des Waarenschopfs so ängstlich, als wären die Räuber hinter ihm. Erst sodann fragte er böse: „Was hast Du denn schon wieder, Anna?“ — Worauf sie als wie in einer Verzückung: „Laß mich nicht allein ... er ist schon wieder da gewesen ... dort an der Thüre neben dem Faß hat er gestanden ... wenn er wieder kommt, ist's mein Letztes.“

Jetzt hob der Heiner an, fürchterlich zu schwören und zu lästern und schalt die Anna ein „dummes Weib“ hin und eine „Närrin“ her, befahl ihr, in die Stube hinüber zu gehen und den Ladenburschen zu schicken. Indem er mit mir auf die Gasse hinausging, sagte er mir auch: „Fridele, Du glaubst nicht, wie übel ich mit dem Weib daran bin. Sie wird noch wahnwitzig, Du wirst's sehen, vor eitel Hoffart und weil ich's ihr nicht immer nach ihrem stützigen Schädel koche und brätle. Ja, Fridele, es steckt oftmals viel Unglück zwischen vier Mauern und die Leute wissen nichts davon.“

Ich war hoch erstaunt und redete meinerseits: „Wer ist es, den die Frau gesehen hat und den sie in ihrem Hause so fürchtet?“ — Der Heiner sagte nun mit Seufzen: „Das ist Einer, dem wir viel schuldig sind — ich mag ihn nicht nennen ... der kommt manchmal, wenn ich nicht im Laden bin, und peinigt das Weib mit Fordern und allerlei Trutzigkeit. Jedennoch wird er abbezahlt, sowie meine Schuldleute zu Markdorf endlich ihr Geld entrichtet haben werden. Ich kann Dir versichern, Fridele, daß ich, wenn ich Dein Geld und das Haus habe, in weniger als einem Jahre von Schulden frei sein werde und alsdann ist der Schatz des

Alten dort hinten im Schupfen mein reines Eigenthum.“

Da ich mich auf die Rechnungen der Kaufleute nicht verstehe, so ließ ich die Sache stehen wie sie stand und schoß das Geld her gegen einen Pfandbrief, den der Schreiber vor Rath und die biderben Bürger Johannes Hettrich, ein Gewandschneider, und Honofrius Hyrus, ein Armbruster, mit dem Heiner als Zeugen unterschrieben.

Die Straubischen kauften dem Adlerwirth seine Haushälfte ab, ließen ihn jedoch oben in der Wirthschaft auf dem Pacht und somit ging Alles im Hause wie zuvor. Man erzählte sich auch, des Straub Handelschaft käme wiederum in Aufnahme. Den Zins bezahlte er gewissenhaft alljährlich auf zweimal.

Nach ein paar Jahren — da er eben wieder bei mir einkehrte, war er niedergeschlagen und ließ sich vermerken, er bereue sehr, was er, um die Anna zu heirathen, gethan; er fahre übel mit ihr; sie sei hintersinnig, wolle nicht mehr aus dem Hause gehen und er solle beständig bei ihr sitzen, weil sie sich vor dem Teufel und anderen bösen Geistern fürchte und mit ihm erschrecklich eifere. So sei er gehalten wie ein Gefangener, habe keine Freud' mehr in der Welt; deßwegen gehe er auch jetzt so gemein und schmutzig umher; sei ihm Alles verleidet. Das Weib werde wüster von Angesicht von Stund' zu Stund'; sie schenkte ihm auch keine Kinder zum Trost; Gottes Segen sei nicht bei ihnen und er wisse nicht, wo das Alles seinen Ausgang nehmen werde ... — Ich sprach ihm zu, so gut ich's vermochte, aber Worte allein halfen da nichts.

Endlich ... ein halb Jahr darauf ... es war um

Egidi ... kommt der Straub zu mir herein, ist ganz zerstört im Angesicht und seine erste Rede hieß: „Schicke Dein Weib und Deine Kinder fort; ich hab' Dir 'was zu sagen." — Ich machte das Haus rein und wie ich zu dem Heiner zurückkomme, sitzt er auf dem Tisch und weint wie ein Kind. Befragt, was er denn am Herzen habe, zieht er einen Seckel mit Geld unterm Mantel herfür, legt mir ihn hin und spricht: „Da ist Dein Geld, gib mir den Brief." — Zerriß dann denselben, fiel mir um den Hals und sagte in Einem fort: „Ich armer Mensch, ich elender Mensch, ich von Gott verlassener Sünder!"

Sodann nimmt er mich bei der Hand und sagt: „Ich kann's nicht mehr bei mir behalten, 's drückt mir's Herz ab. Du bist mein einziger Freund ... ich muß Dir's bekennen, um mich leicht zu machen. Aber beschwöre mir's auf aller Heiligen Gedächtniß und auf's Leben Deiner Kinder, daß Du's nicht weiter sagst!" — So heulte er mir vor und voll von Aengsten versprach ich ihm, was er wollte. Worauf er herausfuhr, daß mich der Schwindel im Haupte überkam: „Ich habe den Christoph Widmann erschlagen und das Weib hat mir dabei geholfen!"

Das war eine artliche Mähr', die er mir da in mein unschuldiges Haus brachte und auf mein ruhiges Gewissen legte! Was war aber zu thun? Ich mußte eben die Missethat mit anhören vom Anfang bis zum Ende. Der Heiner berichtete unter vielen Zähren und Stoßseufzern, daß er die Anna nicht hatte vergessen können und wiederum nach Konstanz gekommen um ihretwillen. Sie hätten sich auch zusammengefunden in gottloser Heim-

lichkeit und der Alte sei in dem Netz ihrer teuflischen Bosheit gefangen worden. Er, Heiner, habe ihm geschmeichelt und sich ihm zur Gesellenschaft angeboten. Damit nun keine sterbliche Seele erliggern möchte, was eigentlich an dem Handel, so habe sich die Anna gegen den Straub feindselig gestellt, und er habe ebenfalls gethan, als mache er sich nichts aus ihr. So hätten sie den Alten und die Stadt eingeschläfert und seien immer vertraulicher in Unehren geworden. Einstmals, als just der Alte überm See gewesen, sei Heiner zur Nacht in der Anna Fenster gestiegen und sie habe ihm unter Thränen entdeckt, sie vermeine, gewißlich gesegneten Leibes zu sein und wenn der Alte das merke, so müsse die Schande an Tag kommen. Es sei nicht thunlich, in die weite Welt zu gehen, aber ein Ende müsse gemacht werden, so oder so, und Heiner habe die Wahl, ob er die Anna als eine Büßerin in ein Kloster verstoßen oder als eine offenkundige Ehebrecherin am Frauenpfahl ertränkt sehen wolle *). Oder aber müsse der Alte zur Seite geschafft werden. — Wie denn der Teufel immer zur Hand, wo ein Unglück sein soll, so sei auch in selbiger Nacht, da Niemand den Alten daheim erwartet, derselbe anherogekommen, mutterseelenallein; jedoch ging ihm der Tod zur Seite. Heiner habe sich nicht davon retten können, ertappt bei dem Weibe. — der Alte habe sein Messer gezogen, um der Anna eins zu versetzen, — so sei denn der Straub über den Mann hergefallen, der schwach vor Alter und blind vor Zorn gewesen, habe ihm einen grimmigen Stich mit seinem

*) Dieser „Frauenpfahl" stand an dem Luggenhäuschen im See.

eigenen Messer in den Leib gegeben, ihn erdrosselt und Anna die Füße gehalten, bis er todt gewesen. Die Metzelei habe nicht lange gedauert und Anna gerathen, den todten Körper in das Schlupfloch im Waarenschopf zu werfen, von dem sie wußte, weil sie, durch's Schlüsselloch lugend, einmal den Alten belauschet, da er eben allerlei kostbare Dinge hinein verborgen, vermeinend, er sei ganz allein und ungesehen. Das hätten sie vollführt und mit dem Alten begraben seine Kleider und ein Tuch, das voll Blut geworden während der Mörderei. Nachdem Alles verrichtet und die Spur der Mordthat vertilgt, sei Heiner im Mantel und Schlapphut des Alten auf dessen Gaul gesessen und mit Tagesanbruch zum Thore hinausgeritten. Abseits vom Wege sich haltend, habe er die Nacht erwartet, dann an den See gekommen, an dessen Rande das Roß abgestochen und sammt Mantel und Hut hineingestoßen, worauf das Gewell damit gemacht, was es gewollt, und sei dann wieder zur Stadt gekommen. Das Glück habe gewollt, daß lange Zeit hernach ein Leichnam sich im Rheine vorgefunden, nach welchem Niemand ausgespürt und den Jedermann für des Widmann Körper gehalten. Dergestalt sei der frevlerische Zweck erreicht worden, den sich die Mörder gesteckt und dergestalt habe sie der böse Feind als ein höllischer Brautführer zum Altare geführt, wo sie die heiligen Sakramente geschändet und die Verdammniß ganz und gar über ihre Häupter hereingerufen.

Was nun kommt, sind ungefähr die eigenen Worte des Heiner. Er sagte: „Von dem Tage kamen wir uns selber noch viel schlimmer vor, als gleich nach der

Mordthat. Der böse Feind hatte sein Hochzeitsmäntelein ausgezogen und steckte in unserem blutigen Hause wie ein Dorn im Fleisch, wie ein fauler Butzen im Apfel, daß wir uns seiner nicht erwehren mochten. Alle Freud' war uns verschwunden und Angst und Armesünderpein an die Stelle getreten. Anna meinte, die ganze Stadt müsse ihr die Sünde von der Stirn lesen und begrub sich im Hause, wo sie doch nur die größte Furcht ausstand, denn wenn ich auf eine Stunde von ihr wich, so stellte der böse Feind die gespenstige Gestalt des Alten vor sie hin, und nicht selten kam dieser sogar mir selber im Traume vor. Unfriede und Hader brach zwischen mir und dem Weibe aus. Wir nannten uns in's Gesicht Mörderleute; wir schauderten zusammen, wenn unsere verbrecherischen Hände sich berührten. Sieh', Fridolin, wie ich zu einem Gerippe abgedörrt bin; schau' das Weib an, wie es ein hohläugiges Gespenst geworden ist und keinen Tropfen Bluts mehr in den Wangen hat. Wie haben wir's auch verdient, daß wir herabkamen an Leib und Seele, an Hab und Gut! Das vermaledeite Geld flog wie zum Schornstein hinaus, die Armuth klopft jetzt an unsere Pforte ... ich kann's nicht mehr verwinden. Ich gehe fort, ich laufe nach Ungarn zu den Kaiserlichen gegen die Türken. Mag's mit dem Weibe werden, wie es will ... es verdient sein Schicksal. Anna war des Alten Ehefrau und half ihn morden ... aber nein ... ich bin doch noch schlechter als sie: ich habe ihm die falsche Hand gereicht zur Freundschaft, aus seinem Becher hab' ich getrunken, an seinem Tische gesessen ... habe sein Vertrauen gestohlen wie ein Dieb und in seiner Arglosigkeit ihn geschändet, ihn erschlagen!

Leb' wohl, Fridele; ich hab' Dir sagen müssen, was ich einem Priester nicht in der Beicht bekannt haben würde. Bete jetzt für mich und mich erlöse bald der Tod von den Qualen meines Elends. Dann mag unser Herrgott mit mir anfangen, was er will. Die höllischsten Flammen des Pfuhls will ich aushalten, wenn nur das Weib nimmer neben mir zu sitzen kommt!"

Er lief fort als ein unsinniger Mensch und habe ich ihn nicht mehr gesehen. Er ist richtig in Ungarn angekommen und nach seinem Wunsch im ersten Gefecht vor den Türken todt geblieben. Der Frau ging's nach seinem Entlaufen übel. Die Schuldleute kamen zu Hauf und griffen auf das Haus, das der Adlerwirth aldann dennoch kaufte und der Anna eine Jahresfrist erlaubte, um noch den Laden zu führen und die vorräthige Waare zu verschließen. — Aber ich hatte einen Berg auf dem Gewissen. Das erschreckliche Geheimniß drückte mich schier todt. So daß ich einmal zu den Dominikanern ging und einem ehrwürdigen Vater mein Herz ausschüttete und ihn fragte, ob ich nicht etwa gehalten sei, die Unthat der weltlichen Obrigkeit anzumelden? Der Pater hat mir aber darauf erwiedert, ich solle mein stilles Kreuz ruhig forttragen und dem Himmel überlassen, in der Sache zu fügen, was recht. Seinem Gericht könne Niemand entlaufen, aber nicht mir stehe es zu, dem Henker ein Menschenleben zu überantworten, da ja kein Unschuldiger wegen der That in Ketten sitze.

Ich gehorchte allerdings — hätte auch gern dem Weib in seiner argen Noth Gutes gethan, aber konnte mich nicht überwinden, zu ihr zu gehen. Ich hatte Abscheu, Ekel und Furcht vor ihr.

Indessen strich die Zeit vorbei. Der Tag war vor der Thür, an dem der Adlerwirth in den Besitz des ganzen Hauses eintreten sollte. Bei einer Untersuchung des Straubischen Stockwerks mußte ohne Weiteres der Leichnam oder seine Beiner an's Tageslicht kommen. Das Weib, in der Verzweiflung, faßte sich auf einmal, wie sie später ausgesagt, ein Herz, grub zur Nachtzeit die Knochen des verwesten Körpers aus dem Schlupf, nahm sie in ihre Schürze und wollte sie auf den Kirchhof in's Beinhaus tragen. Aber ... das wollte unser Herrgott nicht. Darum hat er an die Thür des Kirchhofs zwei Gespenster mit Wehr und Waffen gestellt — in dem einen hat die Straubin ihren Mann und Mordgesellen Heiner erkannt und in dem Andern den buhlerischen Ladenknecht, der auch wegen ihrer in den Krieg gegangen und dort umgekommen war. Und diese litten nicht, daß Anna in den Kirchhof eintrat; wohl aber setzten sie hinter ihr her mit feurigen Spießen, daß sie — obwohl vermeinend, einen Mühlstein in der Schürze zu schleppen, — blind und ohnmächtig bis zum Steuerhause lief, um allda die Knochentrümmer in den See zu schütten. Wie sie sich aber auch plagte, den Todtenschädel des Widmann über die Brustwehr zu rollen, immerdar kollerte er ihr wieder in den Schurz hinein, und mittlerweile kam die Nachtwache hinzu und hielt die Schandfrau fest, als ob sie Zauberei mit Todtenbeinen hätte treiben wollen. Jedoch gestand sie alsogleich ihr schwer Verbrechen, und erst nach dem Bekenntniß konnte ihr der Todtenkopf abgenommen werden und die feurigen Gespenster sind verschwunden, um nimmer wieder zu kommen. — Der Prozeß hat nicht lange ge-

dauert, und Anna Straubin ist bußfertig und reuevoll am achten Januari 1596 zum Hochgericht geführt, allda das Haupt ihr abgeschlagen worden, ihr Körper auf dem Schotten begraben. Gott erbarme sich ihrer armen Seele und auch des unglücklichen Heiner, der nicht allzu wohl aufgehoben scheint, wenn man betrachtet, daß sein Gespenst Feuer gesprüht hat, wie ein Drache der Finsterniß thut. Solches ist das Ende des Straubischen Handels und es komme derselbe als eine Warnung auf meine Nachfahrer, so wie auch ich dessen nicht vergessen werde bis an's Ende meiner Tage.

Es war über Strobel's Leserei die zweite Morgenstunde hereingekommen, aber nicht dem Vorleser, nicht dem Hörer eine Anwandlung von Schlaf in die Augen getreten.

„Puh!" sagte Adam, das Papier wegschiebend; „mir graust über den ganzen Leib, und ich werde ohne Zweifel viel träumen müssen von der blutsaugerischen Anna, die keinen rothen Tropfen mehr in den Wangen hatte. — Es ist doch erschrecklich, wie tief in die Patsche ein gutgearteter Mensch versinken kann, wenn er dem leidigen Satan nachgibt, der uns leitet vom Vergißmeinnicht zur Rose und von derselben stracks in Dörner und Brennnesseln. Ich kenne das; ich bin auch ein Mannsbild, das die Weibsen freundlich anschaut. Die Versuchung kam mehr als einmal . . . aber halt! immerdar mußte sie mit Schande retiriren."

„Wie machtest Du's, daß sie das Feld räumte?" fragte Fridolin, anscheinend unbefangen.

„Ich kurirte mich homöopathisch," entgegnete Strobel lustig; „ich bemühte mich, in eine Andere, die frei und ledig war, mich zu verlieben und das glückte mir stets. Lieb' und Lust zu einem Ding . . . aber ich erinnere mich, daß es zum Heimgehen mehr als Zeit ist. Leb' wohl, mein Fridele. Sei bedankt für Deine Lieb' und Deinen Wein."

Fridolin begleitete den Freund hinunter, ließ ihn zur Hausthüre hinaus und stieg gedankenvoll die Treppe wiederum hinan. So erschrak er beinahe, als ihn plötzlich eine Stimme anredete und eine weibliche Gestalt in ziemlich tiefem Negligé zu ihm trat. — „Ei, Verone, was machst Du noch außer dem Bette?"

„Ich habe auf des Meisters Fortgehen gewartet, um ihm zu zünden," hieß die Antwort, und verschämt schlug Veronika die Augen nieder.

„Nun, nun," sagte Fridolin lächelnd; „Du wirst bräver von Tag zu Tag. Die Höflichkeit und Aufmerksamkeit hatte ich von Dir nicht erwartet. Geh' aber jetzt zu Bett und vergiß morgen das Aufstehen nicht, damit die Mex nicht rebellisch werde."

„So?" stotterte Veronika, glutroth werdend; „zu Bett in meine Kammer . . . ? Haben Sie nichts mehr zu befehlen?"

„Nein, liebe Verone, nichts."

„Frisches Wasser etwa . . . ? Oder ein paar Stücke Zucker . . . ? Wollen Sie nicht ein Nachtlicht haben . . . ?"

„Nicht Zucker, nicht Licht, nicht Wasser. Ich danke Dir. Geh' hinauf . . . erkälte Dich nicht, unbesonnenes Ding, Du bist ja halb entkleidet. Geh', mach' geschwind!"

Fridolin ging nach seiner Stube. Veronika kroch

wehmüthig die Treppen hinauf und seufzte innerlichst: „Was für ein kalter Fisch! Ists denn möglich? Wie lang wird's noch — in Gottes Namen — dauern, bis er sich mir zu erkennen gibt? Und doch hat er mich gern, von Herzen gern, denn die Karten und die Zuckerbäckerin lügen gewiß nicht . . . !"

Derweilen stand aber Fridolin wieder vor Zipfehli's Schrift und überlas nicht nur einmal, sondern hundertmal die Worte, die vor Zeiten in bitterer Reue und Gewissensqual der arme Heinrich Straub sich selber zum Verdammungsurtheil gesprochen. „Ich habe ihm die falsche Hand gereicht zur Freundschaft . . . aus seinem Becher hab' ich getrunken, an seinem Tische gesessen . . . habe sein Vertrauen gestohlen wie ein Dieb und in seiner Arglosigkeit ihn geschändet, ihn erschlagen!" — Und hin und wieder fiel von Fridolin's Lippen das Wort: „Bin ich nicht selber in Gefahr, das von mir sagen zu können?"

Wohl lachte boshaft und spöttisch eine innere Stimme in sein Ohr: „Du Narr, du feiger Thor! Bist du denn nicht rein wie Eis? Was soll diese Furcht heißen? Laß die Sünde erst herankommen und glaube ja nicht, daß du wie Straub der Leidenschaft ein blutig' Ende geben werdest. Narr noch einmal, ermanne dich!"

Aber immerdar antwortete die bessere Stimme der übermüthigen: „Der Keim ist klein; groß wird die Saat. Der Funke stirbt am leisen Hauch und schüret doch die mörderische Flamme an. — Nein, Fridolin, du stehest auf der Grenze. Zurück, zurück, oder du bist verloren . . . !"

Fünftes Kapitel.

Schlimme Verwicklungen.

In der kleinen Allee, die zwischen dem Schnetz- und dem Schlachtthor sich hinzieht als ein Boulevard der kreuzlinger Vorstadt, waren zufällig an frühem Morgen zwei Freundinnen zusammengetroffen. Die Eine von ihnen, nach der gewöhnlichen Gesprächseinleitung und nachdem sie gesagt, daß sie von dem Schönfärber komme, der eine längst bestellte Arbeit leider noch nicht geliefert, schlug die Hände ineinander und fragte mit bekümmerter Geberde: „Aber . . . wie siehst Du aus, mein Klärel, mein Herz und Leben? Du bist krank, armes Ding, und Deine Augen sind die einer nervenschwachen Person! Was fehlt Dir denn? Ach, seufze nicht so wehmüthig . . . Du drehst mir damit die Seele um. Rede frei heraus. Ei, weißt Du nicht, daß ich am Donnerstag über vierzehn Tage mit dem Leopold Hochzeit mache und daß Du vor Allen dabei sein mußt? Geh', geh', schaffe Dir ein fröhlich Angesicht, wie sich's für eine Brautjungfer schickt."

Klärel schüttelte unwillig, wenn gleich erschöpft, den Kopf und versetzte: „Mich siehst Du in aller Ewigkeit

nicht mehr lachen. Mir ist die Galle bis an den Hals geschwollen und der Verdruß und der Lebensüberdruß. Wenn's noch länger in dem Geleise fortginge, so könntest Du mich auf den Schotten begleiten. Gute Nanette, ich halt' es nicht mehr aus."

„Was nicht? Was ist Dir denn begegnet, Du ungeduldiges Kind?"

„Ich habe heut einen Streit mit der Mex gehabt, daß ich meinte, mir müsse das Leben ausgehen. Gewöhnlich stehe ich der Person zu spät auf; heute hingegen bin ich ihr zu frühe aufgestanden. Und nun ist sie hinter mir her, als wie ein Presser hinterm bösen Schuldner, wie der Gottseibeiuns hinter einer armen Seele. Und dann Dieses und dann Jenes und die alten erlogenen Geschichten hervorgeholt, von dem Pavianowitsch, von dem Elias, von ... ich weiß nicht mehr von wem. Gerade, als ob ich das schlechteste Weibsbild auf Erden wäre! Da ging's mit Faulheit und Tuckelmauserei hin und her, bald war ich eine dumme Gans, bald eine Schlange, voll von Ränken. — Nun — ich hab's ihr auch nicht geschenkt ... Da kam der Fridolin dazu, der falsche Mensch, der nicht den Mund aufthut, ohne mich zu belügen ... und stellt sich hin, wie ein General und nimmt eine grobe Stimme an und sagt, ich solle mich nicht unterstehen, der Mex eine Beleidigung zu sagen; sie sei vernünftiger als ich und ich müsse, wenn sie gleich Unrecht hätte, sie als meine ältere Schwester respektiren und was des Zeugs mehr ist, des ungeschickten. Da ist mir der letzte Geduldsfaden gerissen, ich habe ihm auch sein Theil gegeben — wär's geschrieben, würde er's nicht hintern Spiegel stecken — und bin aus dem

garstigen Hause davongelaufen. Jetzt weißt Du's; aber unser Herrgott mag wissen, wozu mich noch das Höllenleben führt. Ach, Nanette . . . ich bin geboren, um geliebt zu werden. Meine Geschwister versagen mir diese Liebe, und das macht mich todt. Ich kann den Haß nicht ertragen und ebensowenig die erbärmlichen Klatschereien, die in der Stadt auf meine Rechnung angerichtet werden. Und ich bin doch das beste Geschöpf von der Welt, unschuldig an Allem und doch soll ich Alles gethan haben! Himmelschreiend! Vordem haben sie mich mit dem Elias im Geschrei gehabt. Jetzt — da Elias mit mir auseinander und auf seinen verwünschten Bällen und Nachtschwärmereien sich die Schwindsucht geholt, — jetzt muß der Baron an die Reihe! Warum nicht gar der Nachtwächter oder unser Lehrjunge oder der erste Beste, der dem Plaudergesindel auf der Straße begegnet!"

„Ei, was Du da sagst und in den Tag hinein redest, lieb' Klärchen! Laß doch die Leute plaudern. Ein gut Gewissen verlacht der bösen Mäuler Neid und Hohn. Dem Guten wird immer am Ende Gerechtigkeit zu Theil, und wenn . . ."

„Du hast gut ermahnen, gut predigen, Nanette," fiel Klara mit größerer Erbitterung ein; „ich bin ein armes, mißhandeltes Geschöpf, während Du sorglos dem Hochzeittag entgegentanzest. Ich habe gelitten und geduldet und gehofft und gebetet . . . es hilft Alles nicht. Die ganze Stadt ist mir auffässig, meine Geschwister nicht minder; meine Bekannten betragen sich gemein gegen mich. Wo ist die Zeit, da ich von Kränzchen zu Kränzchen gebeten wurde, da keine Mädchengesellschaft ohne mich sein konnte? Jetzt drehen sie mir Alle den

Rücken . . . ich sehe die Zeit kommen, da auch Du mir abtrünnig werden wirst! — Nein, ich hasse die Stadt, ich kann euch Alle nicht mehr ausstehen, denn ihr seid falsch bis in die Seele hinein!"

„Aber, Klara, Klara! Du versündigst Dich!"

„Nicht doch, ihr seid der Sünde theilhaftig, nicht ich, das unschuldige Lamm! — Ach . . . wenn ich's nur mit den bösen Menschen allein zu thun hätte . . . aber meine Herzensleiden . . . mein betrogenes Vertrauen! . . . Stelle Dir vor, der Baron, der Unmensch . . . der mit der Maulbeer hin und her zieht . . . Ach, Du weißt nicht, was er mir versprochen . . . Soll man nicht an der Welt verzweifeln . . . Es fehlte noch, daß wahr wäre, was mir von ihm mein Bruder gesagt hat . . .!"

„Was hat er Dir gesagt?" fragte Nanette neugierig.

Aber Klara schüttelte den Kopf, erwiedernd: „Das bleibt in meiner Brust verschlossen . . . bis einst der Tag der Enthüllung anbricht . . . O, es ist schrecklich . . . Ich kann meinen Verdruß nicht länger schleppen . . . Wo soll ich Ruhe und Friede finden . . .?"

„Ach," versetzte Nanette, „für Dich würde passen, was der armen Cäcilia — Du kennst sie ja — in ihrem Mißmuth geholfen hat. Das gute Geschöpf hat ein paar Monate bei ihrer Verwandten, der Priorin des Frauenklosters zu Bludenz, zugebracht und ist ganz genesen wieder heimgekehrt. Und sie war, meine ich, der Schwermuth ganz verfallen. 's ist auch keine Kleinigkeit, von zwei schlimmen Männern nach einander angeführt zu werden."

Klara lachte bitter auf: „Ein guter Rath! Du willst mich in's Kloster schicken, während Du Hochzeit machst? O Du eigennützige, falsche Freundin! Auch von Dir reißt sich mein Herz los ... Leb' wohl! Es kann sein, daß wir uns nimmer wiedersehen!“ — Klara ging mit eiligen Schritten fürbaß.

„Klärel, Klärel!“ rief ihr die bestürzte Nanette nach. Aber Klärel hörte nicht, stand nicht still und verschwand aus dem Bereich der Freundin, die ärgerlich den Heimweg suchte.

Zum Hussenthörlein hinaus schlüpfte Klara, wendete sich links zum Schützenhaus, hielt unterm Schatten der dortigen Bäume einen Augenblick inne, spähte umher mit großer Behutsamkeit, und da sie Niemand gewahrte, der sie hätte stören können, wandelte sie weiter auf dem Pfade, längs den Pappeln, die die Schützenbahn begrenzen. Auf dem stillen Pfad, unfern von dem Thor der Vaterstadt, das gen Emmishofen sich öffnete, stand ein Mann, den Hut trotzig auf dem Ohr, die Nase in den Wind gereckt, mit seinen Augen nach der Reihe die verschiedenen Weltgegenden bestreichend. Und der Mann war — der Herr von Sternnickl!

Auf ihn, dessen Angesicht sich verklärte beim Anblick der blonden Klara, flog das Mädchen zu, schnitt ihm den feurigen Liebesgruß vom Mund ab und sagte ihm in hoher Aufregung: „Noch vor einer Stunde habe ich mich nicht entschließen können, hier mit Ihnen zusammenzutreffen und in Ihre Vorschläge zu willigen. Seither aber ist der Becher meines Unglücks voll geworden und übergelaufen. Ich kann hier — unter den Umständen, wie sie sind — nicht mehr leben. Ich folge

Ihnen auf eine neue, fröhliche Laufbahn, wenn Sie mir eidlich geloben wollen, so schnell als möglich irgendwo, wo es sei, am Altare den Bund segnen zu lassen, wozu ich Ihnen die Hand reiche."

„Welche Frage?" erwiederte Sternnickl tragisch, „ich schwör's bei meinem Haupt, bei meiner Ehre . . . !"

„Gut!" unterbrach ihn Klara mit wilder Entschlossenheit, „ich halte Sie beim Wort. Und heute Nacht . . . es bleibt dabei? Sie reisen ab? Ich folge Ihnen!"

„Ich muß reisen, muß heimlich reisen, meine Schöne. Heimtückische Mächte stellen mir nach. Mein Wirth kann sich nicht von mir trennen und trennt sich auch nicht, wenn ich nicht verschwinde, ehe er etwas davon merkt. Ich werde Sie um zehn Uhr abholen, wo Sie wollen. Ein Thor lasse ich mir offen halten. Eine Postchaise soll außerhalb warten; ehe man Ihre Abwesenheit inne wird, haben wir ein paar Stationen gemacht und sind im Vorarlbergischen, wo ich gute Freunde habe, die uns aufnehmen, verbergen, weiter befördern werden. — Allein . . . vor Allem, theure Klara, bedürfte ich mehreren Geldes, als ich für den Augenblick habe . . . !"

„Ich sorge dafür," antwortete Klara finster. „Erwarten Sie mich mit dem Schlage zehn Uhr an der Ecke unseres Hauses. Für jetzt scheide ich von Ihnen, damit nicht ein unbescheiden Auge uns hier wahrnehme."

„Auf Wiedersehen also, Kleinod meiner Seele!" schmachtete Sternnickl. „Wollen Sie mir aber nicht jetzt, auf diesem stillen Pfad, unter diesem verschwiegenen Himmel, als ein Pfand Ihrer Liebe den ersten Kuß der

Weihe erlauben und mir sagen: ‚Geliebter Kasimir, Dein auf ewig?‘“

„O nein, mein Herr,“ erwiederte Klara schnöde; „nicht die mindeste Vertraulichkeit, bevor nicht der Priester den Segen über uns gesprochen! Das schwör' ich Ihnen. Aber glauben dürfen Sie mir, daß ich kommen, daß ich Wort halten werde!“

Schnell sich losreißend von der Hand des Schauspielers, lief Klara zum Schützenhause zurück, betrat bei dem Paradieserthore die Stadt und eilte, was sie konnte, ihrer Wohnung zu, ohne zu merken auf einen Trupp von Menschen, die gaffend nachstarrten einem andern Trupp, welcher aus Zollschutzwächtern bestand, die einen Mann von der Thorwache auf das Hauptzollamt verbrachten.

„Das ist der Schmuggler, der in der Nacht gefangen worden ist!“ sagte das Volk untereinander; „oder gar ein Dieb, denn sein Sack ist voll von Gold- und Silbergeräthe gewesen! Wer ist der Dieb, der Schmuggler? Wer anders als Schwertbergers Matthias? Der Matthias? Der lüderliche Sattler, der plötzlich brav geworden war? Derselbe, er hat aber für Rechnung seines Bruders geschmuggelt. — Ah, so? Ja, ja, der Fridolin ist zu Allem bereit, was Geld bringt. Der arme Matthias! An den Galgen mit dem Fridolin, der seinen armen Bruder so total in's Unglück bringt!“

Matthias sollte über die Marktstätte geführt werden. Da verließ ihn aber die Frechheit, die er bis daher ausgehängt hatte. Er bat, ihn über den Fischmarkt führen zu wollen; er möge nicht gern an seines Bruders Hause vorbeigehen, er fürchte, gesehen zu werden und Vorwürfe

zu ernten. Er hoffe, wenn kein Aufsehen erregt werden würde, die Sache zur Zufriedenheit beilegen zu dürfen. — Die Zollschutzwache entsprach seinem Begehr und führte ihn den Weg, den er bezeichnet hatte.

Ohne zu ahnen, was vorgegangen, lehnte Fridolin, während Matthias auf dem Zollamt sein Verhör bestand und in die gesetzliche Geld- und Konfiskationsstrafe verfällt wurde, in dem Fenster und machte sich himmelweit verschiedene Gedanken. Unnöthig, zu bemerken, daß der hartnäckigste derselben sich mit Kunegunde beschäftigte, die Fridolin in der That nicht mehr gesehen, seitdem er seines ehrlichen Stammvaters Lebensgeschichte gelesen und wiedergelesen. „Wie mag sie sich jetzt befinden? Wie steht es wohl mit ihrem Manne? Denkt sie meiner? Gewiß zürnt sie mir, weil ich ausbleibe! Ist es aber nicht grausam zu nennen, wenn ich wirklich und ganz wegbleibe?" Diese Fragen stiegen auf und ab, den Leuchtkugeln eines Feuerwerks zu vergleichen, in dem Gehirn des Schreinermeisters.

Daneben jedoch zogen andere Gedanken auf die Wache. „Wie glücklich ist doch der gute Strobel! Sein Loos ist beneidenswerth. Den Kopf, das Herz, die Seele so ganz frei zu haben! Friede und Fröhlichkeit zu sein von dem Wirbel bis zur Sohle! Ja, er ist glücklich wie Wenige! Sein Schutzgeist hat ihn mit dem herrlichsten Leichtsinn angethan, der je einem Menschen zu Theil geworden. Wie einfach ist auch das Mittel, dessen er sich bediente, um verdrießlichen Zänkereien des Verstandes und des Gefühls ein Ziel zu setzen. Ich weiß nicht, ob ich die Fertigkeit, ein zärtliches Wesen zu vergessen und an dessen Stelle einen andern Gegenstand

auf den Altar zu heben, loben soll oder nicht. Immerhin möchte ich in meinen jetzigen Wirrnissen diese Fertigkeit besitzen! — Wer wäre aber wohl in der weiten Stadt Konstanz im Stande, mich die arme liebe Kunegunde vergessen zu machen?"

Dorothea Hornig stolzirte vorüber, starrte zum hundertsten Male seit Pavianowitsch's Abwesenheit nach dessen Fenstern empor. Immer noch waren die Läden dieser Fenster geschlossen. Dorotheens Blicke glitten hernieder und hafteten kurz, aber herausfordernd auf dem hübschen Fridolin. Er bemerkte das, zog sich ein bischen zurück und murmelte: „Ach, diese Glühkugelwerferin könnte mich der Kunegund' nimmer untreu machen!"

Seifensieders Bertha, auf elastischen Sohlen hüpfend, tänzelte heran, schnippisch den Kopf nach allen Seiten drehend. Sie wurde roth — vor Vergnügen — da sie ihren stillersehnten Liebling am Fenster erblickte. Sie sah zu ihm hinauf, so stät und dringend, daß er nicht umhin konnte, ihr ein freundnachbarliches Kompliment zu machen. Kaum merklich — da sie nun ihren Zweck, Fridolin's Aufmerksamkeit zu fesseln, erreicht hatte — erwiederte Bertha den Gruß und hüpfte ihres Weges fort und träumte von Verlobung und Hochzeit. — Aber der unempfindliche Meister sagte sich lächelnd in den Bart: „Auch dieses Aeffchen könnte meine Liebe nicht um eine Minute verkürzen!"

Es war in der Ordnung, daß nun Therese, vom Markte kommend, am Hause vorüberzog. Sie nickte zuerst dem Meister den selbstgefälligen Gruß einer ihrer Reize bewußten Siegerin zu. Der „Gutemorgen" der schönen Nachbarin wurde allerdings sehr galant erwie-

dert, aber es rief gleich hinterher der kluge Fridolin in Gedanken aus: „Wie müßte ich's anfangen, um für diese dreiste Kokette meine Liebe aufzugeben? Und dennoch muß ich sie aufgeben ... ich muß, wenn ich mit mir, mit den Schwestern, mit der Welt in Frieden treten will!“ fuhr der Meister — immer in Gedanken — heftig fort. „Es muß geschehen ... gleichviel auf welche Weise. Gäbe es auch nur das einzige Mittel, was mein Strobel weiß ... nun, so denke ich, Gott werde mich noch Diejenige finden lassen, die mir taugt, so wie er meinem frommen Ahnherrn seine tugendhafte Klotilde bescherte!“

Mit aufflammender Zuversicht erhob Fridolin seine Augen gen Himmel, aber auf halbem Wege blieben sie zurück, denn der hübsche Mädchenkopf, der gegenüber in Alexander's Haus am Fenstertischchen über eine bunte Stickerei gebückt zu schauen war, bannte des Meisters Augen. Und er sagte zu sich selber: „Finanzraths Mimi ist doch ein recht schönes Frauenzimmer.“

Als Mimi nun gar in die Höhe sah und ihr geistvolles Auge dem Fridolin'schen begegnete und eine rosige Heiterkeit über Stirn und Wange des Mädchens sich verbreitete, da konnte Fridolin den Anblick gleich nicht mehr aushalten, sondern mußte hinter den Vorhang treten und gedenken jener muselmännischen Heirathswinke, die er vor einigen Monaten verlacht hatte. Zugleich jedoch verwarf er unwillig die aufdringliche Mahnung. — „Eine Finanzrathstochter und ein Schreinermeister! lächerlicher Gedanke!“ — So höhnte er sich selber aus und machte sich Vorwürfe, daß er die trauernde Kunegunde hatte einen Augenblick vergessen können!

Der Glasermeister Rennerle, der mit Hastigkeit in die Stube trat, scheuchte den Meister aus seinen unangenehmen Betrachtungen auf. Leider brachte der wackere Mann keine angenehme Nachricht. — Auf Fridolin's Befragen, was den guten Freund so eilig kommen mache, erwiederte er ganz ergriffen: „Sie werden mir's wenig Dank wissen in dem Betreff; aber was sein muß, muß sein, das ist probat. Ich habe viel Geschwätz und Lügen und Anschwärzen gehört von Seiten der Hintergrundsmenschlein, die Ihnen gerade so zugethan sind, wie dem Pudel der Prügel, und hab' mir gedacht: ‚Nein, Rennerle, das sagst du dem Herrn Schwertberger ebenfalls gar nicht wieder. Warum? 's gibt Spannung, 's gibt Verdruß in der Menschheit und warum dem guten Herrn Fridolin Galle machen in dem Betreff?' Das war recht und aktenfußmäßig; — aber heute kann ich das Maul doch nicht halten. 's kommt zu grob, nicht mit dem Plaudern, sondern mit der That. Mit einem Wort: es steckt eine alte Kreatur darin und diese ist der Matthias. Darum hab' ich mich ausgewidmet, Ihnen die Sach' zu erzählen, ehe Andere darein reden, um Sie zu verschrecken derowegen."

„Was gibt's denn, Meister Rennerle? Ihr macht mich furchtsam, Freund."

„Es gibt also, daß Matthias wiederum in dem alten Lüderlichsfuß begriffen und als ein Schmuggler aufgefangen und in den Hintergrund versetzt worden ist."

„Herr meines Lebens!" rief Schwertberger überrascht; „als ein Schmuggler! O der Schande! O wie reißt ihn der Rückfall in's Böse zum Verderben!"

„Wie ich Ihnen sage. Die Zollwächter haben einen

guten Fang gemacht. Es sei für ein paar tausend Gulden Werth in den Sachen, heißt es im Protokollfuß. Jetzt aber wie anstellen, um die Strafgelder aufzubringen? Das ist ein verdrießliches Auftischen ebenfalls auch nicht minder. Da heißt es in dem Betreff: Zahlen, oder du kriegst keine Freiheit nicht und mußt sitzen so und so viel Jahr' und Tag' und damit probat."

„Ich unglücklicher Mensch!" rief wiederum Fridolin. „O du unseliger Bruder! Das kommt Alles auf meine Schultern!"

„Versteht sich, beißt die Maus nicht 's Fädele herunter. Warum? Der Matthias hat nichts. Derohalber hat er Ihnen nicht Sorg' machen wollen und hat die Zollfänger zum Merkel, zum Schreiner geführt und gesagt, Merkel werde für ihn zahlen in der Fatalität. Aber — hast Du's gesehen? Nicht gezahlt hat der Merkel und geleugnet Stein und Bein und von nichts wissen wollen. Darauf hat der Matthias wüst herausgeredet und der Merkel ihm grobe Worte gegeben; das ist der Verstand von der ganzen Sache. Ich bin dort vorübergegangen, hab' die ganze Tour mitgemacht und bin gelaufen, Ihnen zu warnen in dem Artikel. Denn sie kommen jetzt zu Ihnen um das Geld für's Hauptzollamt."

In der That tappten soeben schwere Schritte über die Stiege herauf und vor der Hausthüre präsentirte sich eine kleine Galerie von neugierigen Straßenjungen. Eben so neugierige ausgewachsene Gesichter schauten aus den Fenstern der Nachbarhäuser, und Frage auf Frage ging von Mund zu Mund und Antwort auf Antwort, abenteuerlicher eine als die andere.

Matthias, von einem Zollwächter begleitet — zwei andere standen vor der Thür als Schildwachen — trat schwankenden Schrittes in seines Bruders Zimmer. Das Roth des Zorns und der tiefsten Beschämung flammte noch auf seinen Wangen. Die Mütze auf dem Kopf behaltend, die Augen verstockt niedergeschlagen, die Fäuste geballt in die Taschen seines Kamisols gesteckt, hob er eilig und polternd an: „Fridolin, ich habe eben wieder einen dummen Streich gemacht und mich von dem Teufel in den Morast reiten lassen. Die Zollspitzer haben mich erwischt, ich soll den vierfachen Betrag des umgangenen Zolls bezahlen und die Waaren sind verloren. Ich habe kein Geld. Der Schurke, der mich angeführt, hat mich unverschämt abgetrumpft und will nicht für mich bezahlen. Wenn Du mich stecken lässest, so muß ich in die Kuh*) und brummen, wer weiß wie lang? So steht der Handel. Jetzt thue, was Du magst. Mir ist's präzis gleich. Ich weiß sonst keinen Rath."

Ohne ihm zu antworten, nahm Fridolin den Begleiter in die Kammer, ließ sich Protokoll und was dazu gehört, vorlegen und zahlte, ohne irgend zu klagen und zu zürnen, den Betrag der Strafe. Die Summe war äußerst ansehnlich und die Zahlung machte einen großen Riß in die Kasse des guten Meisters.

Indessen verschmerzte derselbe den Verlust so schnell, daß er nach dem Abzug der Zollschutzwächter zu seinem Bruder ohne Zorn und Hitze sagen konnte: „Matthias, ich sehe ein, daß wir auf längere Zeit nicht zusammen gut thun werden. Doch will ich Dich nicht plötzlich

*) Arrest.

auf's Pflaster setzen. Von heut aber in sechs Monaten hat unsere Verbindung, was die Wagenfabrik betrifft, ein Ende. Das Geschäft geht ohnehin seit einiger Zeit gar nicht wie es soll, und ich werde um der Schwierigkeiten willen, gute Arbeiter zu kriegen und zu behalten, da mir alle ähnliche Handwerker spinnefeind geworden, die Fabrik wahrscheinlich wieder aufgeben müssen. Also von heut in sechs Monaten, Matthias; verstanden?"

„Meinetwegen in sechs Wochen, in sechs Tagen," schnurrte Matthias entgegen. „Mich freut alles Geschäft nicht mehr. Mir ist jetzt Alles Wurst. Ich bin einmal eine verschossene Kugel, wie ich auch die Sache ansehe. Ich habe Niemand, der mich liebt und der mir hilft. Mir ist meine Wohnung verhaßt. Das Weib und die Kinder sind vorgestern aus- und abgezogen. Das knickerige Stück von einem Weibe hat sein Wort gehalten, seine Drohung ausgeführt und marsch fort, heim zu den lieben Verwandten, zu den bekannten Kuhställen! Na, es soll ihr wohl bekommen, der Bettel. Die undankbaren Rangen von Kindern sollen nur draußen in der Fremde lernen, wie es thut, wenn man aus dem Vaterhause davonläuft. Ich lebe also jetzt wie ein Einsiedler im Hause und 's wäre mir lieb, wenn ich's noch vor Ablauf der sechs Monate verlassen könnte."

„Es wird mir selbst lieb sein, wenn ich das so einrichten kann," antwortete Fridolin gelassen und verbergend den Schmerz seiner Seele vor dem trotzigen Undank seines Bruders; „indessen merke Dir, daß ich nicht zum zweiten Male Dich aus den Händen des Zollamts befreien werde, wie ich heute gethan. Einen Mann, der

geflissentlich die Gesetze seines Vaterlandes übertritt, mag ich nicht beschützen."

„Das magst Du halten wie Du willst," erwiederte Matthias ziemlich grob; „Du bist, wie die Leute sagen, ein knechtischer Mensch, der vor dem Büttel den Hut zieht ... das ist aber ganz Deine Sache. Ich für meine Person behaupte, daß das Zollgesetz eine Gewaltthätigkeit gegen alle natürlichen Rechte der Menschen ist und daß dieser Zwang aufhören muß. Das sagen auch die Gescheidtesten in unserem Klub. Der Doktor Gumperz weiß das den Handwerksleuten am Finger herab zu rechnen, und der Merkel ... doch holla, von dem schlechten Kerl wollte ich gar nicht reden und überhaupt nicht vom Klub — denn es soll nicht herauskommen ... und wiewohl ich weiß, Bruder, daß Du mich nicht anzeigen wirst, so ist es doch unverschämt von dem Meister Glaser da, daß er sich herstellt und thut, als gehöre er in's Haus, und hört alle Heimlichkeiten mit an, die wir Brüder unter einander haben. Verstanden, Rennerle, Spiönle? wie der Merkel sagt ... O pfui doch, daß mir der Bösewicht immer auf die Zunge kommen muß, ehe ich ihm auf's Fell komme ... aber warte, Merkel, warte ...! Dir will ich ein Essele zurichten ... und wenn's hundert Gulden kostet ... und wenn Frau und Kinder auf'm Stroh liegen müssen!"

„Das wirst Du bleiben lassen und aufhören, meinen Freund Rennerle in meinem Hause zu beleidigen!" sagte Fridolin mit drohender Betonung; „ich verbiete Dir allen Exzeß gegen den Merkel, wie gegen meine Freunde, hörst Du? Lache nur falsch in Deinen Bart hinein, ich bleibe dabei, Dir's zu verbieten. Hat der Merkel gegen

Dich den Schlechten gemacht, so hast Du nur, was Du verdienst. Warum bist Du zu ihm gesessen und hast schlimme Streiche mit ihm getrieben? Du hast, von mir gewarnt, nicht hören wollen; so magst Du denn jetzt fühlen, wie es thut, wenn man einem bösen Menschen vertraut. Aber ein Unrecht wird niemals mit Unrecht wieder gut gemacht. Meinst Du, ich wüßte nicht, daß selbiger Merkel mir, wo er geht und steht, alle Ehre abschneidet? Und dennoch denkt mein Herz nicht daran, ihn zur handgreiflichen Verantwortung zu ziehen. Nicht doch, er selbst spinnt sein Elend und ist seines Unglücks Schmied, damit genug. Und Du, folge meinem Beispiel, laß ihn laufen. Wo nicht ... Matthias, dann wird's nicht gut zwischen uns. Dem Raufer und Schläger bin ich noch mehr Feind, als dem Schmuggler."

Matthias kämpfte schon lange gegen einen Ausbruch seines Zorns an. Fridolin's sittliche Ueberlegenheit flößte ihm einen gewissen Respekt ein. Aber dennoch hätte er, der jetzt da stand wie ein gescholtener Bube vor seinem Meister, bald das Gleichgewicht verloren. Schon wollte er mit einer verdächtigen Faustgeberde losplatzen, als Rennerle vor den Fridolin sprang und den Sattler anschnauzte: „Probir' Er's einmal, undankbarer Gesell, und leg' Er Hand an seinen Bruder! Das sind also die Früchte seiner Bruderliebe in dem Betreff? Das kommt dabei heraus, daß Fridolin sein gutes Geld für Ihn Hintergrundskameraden hingegeben hat? Marschir' Er! Die alte Kreatur sitzt einmal bei Ihm fest, das ist probat und aktenfußmäßig. An Ihm ist Hopfen und Malz verloren ebenfalls auch nicht minder. Laß Er ehrliche Leute passirt oder ich will Ihm ein Licht aufzünden, daß

Er sich verwundern soll über den Prügelfuß, so lang und breit und grob Er auch in Fleisch und Bein dasteht! Wart' Er, das Spiönle wird Ihm die langen Ohren frisiren in dem Betreff, daß . . ."

Hier unterbrach Fridolin die kriegerische Heftigkeit des Glasers, der zum ersten Mal in seinem Leben sich tapfer genug fühlte, mit dem überaus starken Matthias Prügel zu wechseln. Zwischen die erzürnten, schon zum Schlage ausholenden Streiter springend, rief Fridolin seinem Freunde zu: „Wollt Ihr denn meinem Bruder mit dem schlechtesten Exempel vorangehen? Glaubt Ihr denn, ich würde es dulden, daß mein Bruder in meinem Hause mißhandelt werde? Welch' ein böser Teufel des Zanks ist in Euren friedfertigen Kopf gefahren, Rennerle? — Mach' Dich davon, Matthias!"

„Das wäre das erste Mal, daß ich vor einem Leineweber oder anderem gebrechlichen Glaskopf davon liefe!" polterte Matthias seinerseits und wollte nicht von der Partie abtreten. Fridolin sah voraus den Augenblick, da er genöthigt sein würde, alle Beide seine Stärke versuchen zu lassen, um sie zur Ruhe zu zwingen; — da trat Einer in das Gemach, der dem Handel ein plötzliches Ende machte, der Schuhmacher Strobel.

„He, he, he!" ließ er sich vernehmen; „was da? sind heute Ohrfeigen Trumpf? He, ich will mitmachen, Kameraden!" Mit einem Griff in des Glasers Rockkragen hob er den Rennerle in die Höhe und setzte ihn wie ein Kind im nächsten Winkel nieder. Gleich darauf packte er den Matthias bei der Brust und sagte ihm gelassen in's Gesicht: „Gutedel! sanfter Heinrich! wirst Du jetzt Ruhe geben?"

Die allmächtigen Hände des Schusters waren ehrfurchtgebietend. Strobel galt dafür, daß, wohin er einmal schlug, das Gras nimmer nachwuchs. Matthias sagte derohalb mit grimmer Demuth: „Laßt mich nur los, ich bin schon ruhig. Wenn der Fridel seine ganze Leibwacht aufmarschiren läßt ... was kann ich dagegen haben? Aber geborgt ist nicht geschenkt. Rennerle, wir diskuriren ein andermal. Ich will jetzt dem Fridel die Freude machen und abmarschiren. Vielleicht komm' ich ein andermal zu besserer Zeit. Adje, Fridolin. Erlöse mich bald von meiner Sklaverei und mache über das Geld, das Du für mich hingegeben, einen dicken Strich. Ich wüßte nicht, Dir's vor dem St. Nimmerletag wiederzubezahlen. Aber was man der Armuth schenkt, gibt Einem ja unser Herrgott tausendfach wieder — wenn's wahr ist!"

Mit diesen Spottworten begab sich Matthias hinweg.

„Welch' eine Verstocktheit!" seufzte Fridolin mit gefalteten Händen; „da geht er hin mit seinen Rachegedanken — ohne ein gutes Wort — mit gottlosem Hohn auf der Zunge! Kann's denn Menschen geben, an denen Gottes Warnungen und der Freunde Zuspruch so ganz erfolglos verschwendet sind? Ach, meine lieben Leute, wie häuft sich gegen mein Haus das Unglück an! Es wird noch schlimmer ... ich seh' es kommen ...! wie werd' ich's ertragen können ...?"

Strobel, der sonst keineswegs zum Prediger geboren, trat auf die kleinlaute Frage Fridolin's hart an ihn, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Fridel, Bruderherz, verzage nicht. Fürchte Dich auch nicht vor meinem heutigen

Ernst, der meine Lustigkeit auf ein Weilchen abgelöst hat. Aber ich versichere Dich, daß alle Leiden, die uns der liebe Herrgott schickt, dereinst nur zu unserem Glück ausschlagen, wenn wir sie recht begreifen und nicht darob verzweifeln und nicht darob dem Heiland die Herberg' und den Gehorsam aufsagen. Lieber Fridel, auf ein Tröpflein Honig gehören zwei von Wermuth. Sei nicht böse, wenn auch ich heute komme mit einem Scherflein von Bitterkeit. Gott schickt viel auf einmal Denen, die er liebt und ihrer eigenen Schwäche zum Trotz über Wasser halten will. Da hast Du einen Brief. Der Rath Muselmann ist gebeten worden, Dir ihn zu übergeben; allein der gute Herr hat ein Geschäft auf dem Rathhause, das sich ebensowenig verschieben ließ, als die Uebergabe dieses Briefs. So viel mir der Rath gesagt, so wird Dich der Brief zu Anfang wenig freuen, aber die Zufriedenheit wird nach Tagen oder Wochen ganz gewiß sich einstellen, meint der Stadtrath. Nimm, nimm, Fridel, die herbe Arznei aus Deines besten Freundes Hand."

Strobel überließ den Brief dem Meister, der schneeweiß wurde, als er die Aufschrift angesehen. Zu dem Glasermeister sprach der Schuster: „Geht mit mir von dannen, Rennerle, wir sind hier zu viel. Fridel wird mit Gott und mit seiner Seele zu reden haben und davon braucht kein Menschenohr etwas zu vernehmen."

Rennerle ließ sich geduldig wegführen; doch auf der Treppe sagte er dem Schuster mit demüthigem Vorwurf: „Wenn mein Luwissele gesehen hätte, wie Ihr mich getraktirt habt, Adam, ich könnte mein Lebtag in dem Betreff kein Aug' gegen selbiges Luwissele auf-

machen, ohne roth zu werden; das ist probat. Ein andermal seid so gut, zu bedenken, daß ich nicht Baumwolle, sondern Knochen im Leibe führe und ebenfalls auch nicht gern wie die Türken an der Erde herumsitze im Hintergrund allbereits!"

Indessen las Fridolin den Brief, den er mit zitternden Händen aufgemacht.

„Mein geliebter Freund! — Die Lesung dieser Zeilen wird Ihnen schwer fallen, aber hundertmal schwerer wird mir, sie zu schreiben. Mein Mann, den der Arzt aufgegeben, schlummert — schlummert vielleicht hinüber, während ich neben ihm meines blutenden Herzens Entschluß diesem Papier anvertraue. Ich habe Sie schon über vierundzwanzig Stunden nicht gesehen . . . eine Ewigkeit für mich! Aber — hätte ich Ihnen gegenüber das Wort der Trennung aussprechen können . . .? Ich schwaches, ich böses Weib! Hatte ich nicht selbst wieder ein zerrissenes Band neugeknüpft? Habe ich nicht, weil ich mich unglücklich wähnte, Sie gewissenlos genöthigt, mein Unglück zu theilen? Ihren Frieden hab' ich auf's Spiel gesetzt, und wenn nicht Schlimmeres geschehen, so danke ich's nur Ihrer Besonnenheit und Würde. Und ich daher muß wiederum das ‚Lebewohl' sagen, das uns scheidet!! — Ich weiß nicht, was Sie vielleicht — die Möglichkeit des Hinscheidens meines Mannes bedenkend — von der Zukunft erwartet haben . . . ich schweige reuevoll und beschämt von meinen Träumen . . . sie sind — leider — zerronnen. Mein einzig Glück auf Erden wird nur sein die Erfüllung einer schweren, aber nothwendigen Pflicht! Da ich den reichen Mann heirathete, habe ich mich geopfert für die

Zukunft meiner Brüder, für die alten Tage meiner Eltern. Sie Alle begehren, daß ich das Opfer bis zu Ende bringe. Meine Brüder sind hier und haben mit mir ungestüme und drohende Worte geredet. Herr von Natron — wie ist's möglich, daß ein fremder Mann sich so unberufen in die Verhältnisse einer Familie eindringen mag — ? — Herr von Natron hat ihnen gesagt, es wäre zwischen Ihnen, mein Freund, und mir schon ausgemacht, was wir nach meines Mannes Tod thun wollten. Ich sei entschlossen, Ihre Frau zu werden und meine Brüder — da ich meines Mannes Erbin sein werde — um ihre Hoffnungen zu betrügen! Das dürften aber die Brüder nicht zugeben und müßten sie von Ihnen mit Gewalt die Verzichtung auf meine Hand erringen! — Welche Abscheulichkeit! Sie wissen selbst, Fridolin, und Gott ist unser Zeuge, daß nicht eine Sylbe der Verabredung gefallen ist. Aber es machen sich gewisse Leute ein trauriges Geschäft daraus, unsere Ehre zu beflecken, unsere Gefühle zu verleumden. — Ich habe viel über den Undank meiner Brüder geweint ... aber weil sie roh und lieblos, sind sie weniger meine Brüder ...? Um sie zufrieden zu stellen, habe ich die feierliche Erklärung gegeben, daß nichts an der Sache sei; noch mehr: ich habe ihnen mein Wort gegeben, daß ich nicht zu einer zweiten Ehe schreiten wolle. Ich darf eben nicht aufhören, unglücklich zu sein! — Um der Welt genug zu thun, dürfen wir uns nicht wiedersehen ... ich wäre alsdann zu schwach, mein Wort zu halten ...! Sie werden meiner kummervollen Seele Bangigkeit und Leiden verstehen und mir vergeben ... mehr kann ich nicht schreiben ... was ich geschrieben,

flimmert mir vor den Augen ... noch ein Lebewohl! ... Gott wird uns Kraft verleihen ... — Kunegunde —"

Was Strobel vorausgesehen, geschah: Fridolin hatte mit Gott und seiner eigenen Seele zu reden und zu verhandeln. Um ungestört zu sein, verriegelte er seine Thür und ließ sich weder vor seinen Geschwistern, noch vor seiner Gesellenschaft sehen.

Der Waiblinger, der schon seit einiger Zeit einen gewissen Unwillen gegen den Meister verrieth, benützte die Gelegenheit und sagte zu seinen Werkstattgenossen: „Der Meister wird doch alleweil fauler und lüderlicher und sieht gar nicht mehr nach seiner Sach'."

Das hörte der Altgesell, der Landshuter, und schnauzte den Schwaben darob an und drohte, ihn dem Meister anzeigen zu wollen, wenn er nicht alsogleich das Maul hielte. — Des Bayern Handfestigkeit war zu wohl bekannt, als daß der Waiblinger hätte offen gegen ihn aufpochen mögen. So begnügte sich der Schwabe, hinterm Rücken des Altgesellen eine wüste Fratze zu schneiden und ging hinaus.

„Geh Du, wohin der Doktor Faust gefahren ist!" schalt der Bayer hinter ihm drein; „seitdem der Kerl in die Gesellschaft der Revolutzer gerathen ist, wo der Wochenblattschreiber und der Merkel das Wort führen, ist auch keine gute Ader mehr an ihm. Nächstens muß er von uns 'naus oder ich mache mich selber fremd. 's ist ohnehin kein groß Vergnügen mehr in dieser Werkstatt, seitdem die ganze Stadt uns feind geworden ist. Der Meister dauert mich, aber er ist zu gut. Er führt keine rechte Faust und möchte Alles in der Güte ausmachen. Aber die Spitzbuben wollen Tachteln haben,

statt guter Worte. Ich für mein Theil, wenn mich Einer nicht g'freut, steck' ihm alleweil zum Voraus eine brave Faunz'n und erst darnach laß' ich's Kapituliren angehen."

Der Waiblinger, ohne sich um des Altgesellen Schimpfen zu kümmern, war draußen mit der Veronika zusammengetroffen. „Verone, weiß Sie nicht, was der Meister heut im Kopfe hat, daß er sich gar nicht zeigt?"

„Das frag' Er ihn selbst," lautete die schnippische Antwort.

Der Waiblinger wurde stätig und versetzte: „Sie wird's einmal bereuen, Verone, daß Sie mit mir impertinent war. Meint Sie, ich wisse nicht, was zwischen Ihr und dem Meister vorgeht? Glaubt Sie, ich sei blind und hätte nicht gesehen, wie Sie auf der Stiege und in allen Winkeln zur Nachtzeit mit dem Meister herumsteht, unter dem Vorwand, ihm zu zünden, ihm noch Zuckerwasser zu bringen und weiß Gott was noch? Denkt Sie, ich habe keine Ohren, um das Alles zu hören? Ich hab' vom Speicher neulich Alles mitangesehen und gehört; das merkt Sie?"

„Nun? was denn? Sieh' doch, da hat Er viel gehört und gesehen. O mein! was geht's Ihn an, wenn mich der Meister gern hat? Ist das 'was Schlimmes? O g'wiß nicht. Aber nehm' Er sich nur in Achtung, daß ich Ihm nicht einmal Seine Bosheit wett mache. Der Meister hat einen Haufen auf mich*); wenn ich ihm sage, wie Er seine Arbeit verheillosget und brave Leut' verschwätzt . . . dann soll Er sehen, was es gibt."

*) Setzt viel Vertrauen in mich.

Der Waiblinger brummte ganz krötengrimmig: „Wirst Du's Maul halten, Weibsbild, oder . . . ?"

Aber die Dirne wollte Recht bis zum Ende haben und sang ihm zum Spott das schwäbische alte Liedchen unter die Nase:

Hoan gaun,
Haintala Baira staun laun!
Andera Leuta au mai laun! *)

und lief lachend die Stiege hinan. — Der Waiblinger ballte nach ihr die Faust und: „Ich will's Dir und dem Meister eintränken!" pochte er voll von Eifersucht bei sich selber.

Veronika hörte in der Küche des Meisters Stimme. Ihr Herz hüpfte voll von Seligkeit. — Soeben sagte Fridolin zu der Mex: „Wartet nicht auf mich mit dem Essen. Ich muß mich verlaufen; es hat mich zu sehr angegriffen. Aber verlasse Dich darauf, lieb Mexlein, daß die Geschichte aus und aus ist und daß ich wiederum der Alte sein werde — was ich freilich immer hätte bleiben sollen."

Veronika trat mit ihrem Korb und dem frischgefüllten Wasserkrug in die Küche. Sie sah, wie Mex ihrem Bruder um den Hals gefallen war. Mex, von dem Eintritt der Magd, der jede trauliche Herzensergießung erstickte, geärgert, drehte sich zu der Dirne mit den Worten: „Kommst Du endlich einmal? Hab' ich Dich nicht mit dem Waiblinger unten im Hause kudern gehört? Ist der Landtag schon aus?"

---

*) Heim gehn,
Himbeeren und Erdbeeren stehen lassen!
Anderen Leuten auch 'was lassen!

„Ach, vergib ihr um meinetwillen," begütigte Fridolin; „heute kein Zank! Sieht das Mädel nicht aus wie eine Braut?"

Mit einem Händedruck schied der Meister. Seine von einer Thräne glänzenden Augen der Schwester zu verbergen, wendete er sich gegen die Magd und winkte ihr, den Finger auf den Mund legend, zu, der Gebieterin nichts zu erwiedern. — Mex, der ebenfalls das Wasser in die strengen Augen getreten war, hatte sich am Anrichttisch zu schaffen gemacht, damit nicht die Schwarzwälderin ihrer tiefen Bewegung Zeuge würde.

Veronika, bald den abgehenden Meister, bald die Mex ansehend, triumphirte im Innersten und sang ein heimliches Danklied. „Jetzt ist ihm's auf der Zunge gesessen, daß er mich lieb hat," dachte sie; „jetzt hat er selber mich eine Braut geheißen. Jetzt hat er mich angelacht und zu mir herübergeschecht*) und mir mit dem Finger bedeutet, daß die Jungfer noch nichts von unserer Lieb' wissen soll. Na — endlich ... endlich ... gut Ding will Weil' haben!"

Fridolin aber lief schnell durch die Gassen der Stadt. Vor dem Rathhause begegnete ihm Muselmann: „Wohin, mein Freund? Sie sehen so nüchtern und mit Verdruß begriffen aus? Wo fehlt's? hat Ihnen der Strobel den Brief gebracht? Ich habe auf dem Rathhaus nicht Zeit gehabt und war heut ein fortgesetzter Geschäftsmann, sonst ..."

Dem Stadtrath die Hand schüttelnd, wenn schon ein wenig in Desperation, antwortete Fridolin: „Besorgt, ge-

*) Geschielt.

than, mein lieber Herr Rath. Sie hätten keinen bessern Boten schicken können. Sagen Sie doch am geeigneten Ort, es sei gut ... ich sei einverstanden ... und damit gut. — Doch halt, noch eins. Wenn den jungen Herren Eberle einfallen sollte, mir einen Besuch zu machen ... so würde ich ihnen eine Vorlesung über das Hausrecht eines Bürgers halten ... zum ewigen Gedächtniß ...!"

So verließ Fridolin den Stadtrath. Nicht lange und ihm begegnete, tiefsinnig dem Mittagessen entgegenwandernd, Herr Doktor Leo Gumperz. — Fridolin hielt ihn an. Gumperz erschrak heftig; das Antlitz des Schwertberger hatte einen gefährlichen Ausdruck angenommen. — „Ich wollte Sie gebeten haben, Herr Doktor," sagte Fridolin mit strenger Kürze, „dem Herrn von Pavianowitsch schreiben zu wollen, daß ihm seine Wohnung gekündigt ist. Bis daher hoffte ich vergebens auf sein Wiedererscheinen."

Leo, von Angst bedrängt — er hatte gar zu viel bei Schwertberger auf dem Kerbholz — aber dennoch bemüht, sich eine gewisse Haltung zu geben, antwortete mit ganz gelinder Unverschämtheit: „Wollen Sie nur dem Herrn Baron mündlich sagen, was Sie mir zur schriftlichen Ausrichtung auftragen. So viel ich weiß, ist er auf dem Wege hieher ... und in einigen Tagen muß er hier sein."

„Gut, ich danke!" — Fridolin eilte seine Straße weiter fort.

Gumperz schüttelte sich, ihm nachsehend. — „Dachte ich doch, er würde mir auf offener Straße meinen Wochenblattkonto auszahlen!" spottete Leo, indem er sich wiederum faßte. „Diable! der sieht aus wie

ein hungriger Tiger! Das hätte mir auch noch gefehlt, nach meiner Morgendispüte mit meinem Geldmann, nach meinen Händeln mit meinen wahnsinnigen Gläubigern, — nach der Sottise, die mir eben erst der elende Polack angerathen hat! Was hat der polnische Bursche im Kopf, daß er mich coramirt? Ihr seid schuld, daß Pavianowitsch und die Maulbeer miteinander davongelaufen! Welch' ein rasendes Geschwätz! Immerhin muß ich mich vor dem Eisenfresser hüten ... ich würde nicht gerne in einem Duellchen figuriren — wegen des Skandals — und dann, wenn's wahr wäre, daß die Polizei damit umgeht, mich auszuweisen, wie mir Dreyhirn in den Bart geworfen ...? Auf meiner Ehre! mein Himmel verfinstert sich, aber ich denke mich mit Dreyhirn und Polizei wieder zu arrangiren ... und dann mögen Mrzyski und Pavianowitsch und Schwertbergers und überhaupt tutti quanti zusehen, wo ihnen der Kopf steht. Vorderhand wollen wir uns das Essen schmecken lassen. Ein bischen Galle hilft der Verdauung nach."

Im Kaffeehause zog den Doktor der Schauspieler Sternnickl schnell auf die Seite. — „Ich habe Sie, auf Nadeln stehend, erwartet, liebster Freund," hob der Schauspieler an; „Ihr Busen ist ein verschwiegenes Heiligthum; ich schütte das heiligste Geheimniß meines Lebens getrost hinein."

„Schütten Sie zu," erwiederte Leo; „doch bitte ich um Kürze. Ich höre schon die Suppenlöffel klirren."

„'s ist gleich gethan! Ein Wort umfaßt alle Seligkeit im Himmel und auf Erden. Freund, Sie sehen einen Mann vor sich, der heut Abend um zehn Uhr der glücklichste aller Sterbenden sein wird."

„Potz tausend!“

„Potz Milliodn, sollten Sie sagen! Es ist die reinste Wahrheit. Um die zehnte Stunde brenne ich meinen Gläubigern durch und entführe die schöne Klara in einer Postchaise. Gratuliren Sie mir. Keine Schulden mehr, eine wunderschöne Geliebte und Theaternovize und einen Beutel voll Geld besitzen, den sie als Aussteuer mitbringt ... welch' Entzücken! Doktor, Doktor, begreifen Sie?“

„Ich begreife und beneide Sie; daneben wünsche ich, daß Alles gut von statten gehe!“

„Der Hibbmel ist mit mir im Buddnde! Wär' ich besoddnen, hieß ich nicht der Teddl! Kommen Sie, anzustoßen auf die schönste Expeditioddn meines Lebens!“

Während im Barbarossa die Mittagsmahlzeit anhob, ging sie im Schwertbergerhause schon zu Ende. Es war eine trübselige Gastirung gewesen. Keine Sylbe war dabei gewechselt worden. Die Schwestern saßen schmollend, die Augen hartnäckig auf den Teller geheftet, einander gegenüber. Die Gesellen hatten sich gehütet, diese Verstimmung zu stören. Nachdem sie jedoch aufgestanden und hinausgegangen und die Veronika die letzte Schüssel auf den Tisch gestellt, nahm sich die schwarze Mex zusammen, streckte die Hand über den Tisch, der Klara entgegen und fragte, so weich als sie es vermochte: „Bist Du noch böse, Klärel?“

Klara erwiederte die Frage mit einem unbeschreiblichen Blicke, worin Wehmuth und Groll, Trotz und Beschämung um den Vorrang stritten. Da nun kein Wort von ihren Lippen kam, fuhr Mex mit Sanftmuth fort: „Du hast Recht; ich habe mich an Dir und an

dem Christenthum schwer vergangen. Wenn auch wahr wäre, was der Schlingel von Pelag über Dich und den Baron geklatscht und geplaudert hat, so wäre es doch nicht an mir, an Deiner Schwester, den Stein auf Dich zu werfen. Ich hasse im Grund die Hoffart, wo ich sie finde, und ich möchte nicht den Anschein haben, als wollte ich mit allen meinen Fehlern mich brüsten wie ein Pharisäer, einer verzeihlichen Schwäche gegenüber. Aber — es ist dazumal noch Allerlei zusammengekommen, was mich unzufrieden machte, und weil ich gegen die Brüder nicht ausfahren konnte, so habe ich's gegen Dich gethan. Verzeihe mir aber nunmehr. Gleich nachdem heute Morgen der böse Feind abermals einen Sturm wegen des Kaisers Bart zwischen uns angeblasen hatte und Du entrüstet davongelaufen warst, ist Reue und Angst über mich gekommen. Wenn ich gewußt hätte, wo Dich aufsuchen, ich wäre Dir fein nachgelaufen. Herr Jesus! hab' ich mir gedacht, wenn jetzt das Klärel, erbost, wie es ist, hinginge und sich in's Wasser stürzte oder auf eine andere Art sich ein Leid anthäte! — Da hab' ich gebetet und geseufzt und inwendig gejammert, bis Du wieder heimgekommen warst. Ach, da ist mir leicht geworden, als wär' ich neu geboren! Und ich hätte schon dazumal Dir die Zeit geboten und die Hand und mein ganzes schwesterliches Herz, wenn nicht inzwischen der schlimme Handel mit dem Matthias und endlich noch etwas mit unserem Fridele sich ereignet hätte, die Beide mich sehr bekümmerten. Nachdem nun aber der Erste abgethan und nicht mehr zu ändern und das Zweite als etwas Gutes und Treffliches von mir erkannt worden, wollte ich nicht länger warten, mit Dir

Friede zu machen. Sei nicht mehr böse, Klärel, und verzeih' mir."

Langsam, weil beschämt, reichte Klara ihre Hand der Schwester und sagte halblaut: „Es ist schon gut."

Worauf die Mey, Klara's Hand langsam aus der ihrigen lassend, mit Betrübniß: „Ach, das ist eine kalte Antwort, hinter der man sich noch gar Vielerlei vorstellen kann. Ach, liebe Schwester — lieber wäre mir ein ‚Nein' als ein zweideutiges ‚Ja'. Lieb Klärel, laß ab von Herzenshärtigkeit. Wenn ich Dich kränkte, so nimm meine Abbitte zur guten Statt an, Du weißt ja, daß ich nicht heuchle, daß mir gewiß aus der Seele kommt, was ich Dir da sage. O, poche und markte nicht so lange! Laß Dir's Ernst sein mit Deiner Nachsicht und quäle mich nicht jetzt, da ich bereue. Sieh', Klärel, es ist ein wahres Wort, das heißt: ‚Laß über deinem Zorn die Sonne nicht untergehen'; — denn das Leben ist gar kurz und über unser Schicksal schnell entschieden. Wer weiß, ob wir nicht vielleicht schon morgen von einander scheiden müssen? Wir stehen in Gottes Hand, bedenke das. Und wäre es Dir dann lieb, wenn wir im Unfrieden voneinander gegangen wären?"

Klara wurde feuerroth. Sie athmete auf, als gälte es, vom Ersticken sich zu retten. Noch einmal legte sie ihre Hand in die Rechte der Mey und stammelte: „Nicht in Unfrieden, Schwester. Vergib mir, was ich jemals Dir zu leid gethan, sowie ich Dir von Herzen Alles nachsehe."

Vergnügt entgegnete die Mey: „Hab' Dank, nicht nur in meinem, sondern auch in Fridolin's Namen." — Leiser und bewegt setzte sie hinzu: „Ja, Klärel, dem

Fridele sind wir Beistand, Aufheiterung und Aufmunterung schuldig und wir können ihn nur durch Eintracht und Liebe zufrieden machen. Er hat einen gar harten Stand, liebe Klara; von vielen Feinden verlästert, in seinem Gewerbe gehindert, am Vermögen geschmälert, durch den Matthias in tausend Verdruß verwickelt, endlich mit seinem eigenen Herzen uneins, ist er auf dem Wege, ein recht unglücklicher Mensch zu werden, wenn ihm nicht Gott hilft. Aber auch wir müssen das Unserige thun. Er ist so brav, so gut, er hat uns lieb wie sein Auge — Du wirst's von heut an wieder besser erkennen, denn es hat sich viel verändert — daß wir ihm keinen Kummer durch unsern Zwist bereiten dürfen. Ihm Herzeleid machen, heißt, was uns betrifft, eine große Sünde begehen und das Andenken unseres seligen Vaters beleidigen, der uns den Fridolin als einen zweiten Vater und Versorger und Beschützer hinterließ."

Klara, die während der Anrede der schwarzen Mex mehrmals gebebt hatte, daß ihr das Zittern durch den ganzen Körper lief, schlug plötzlich die Hände vor's Gesicht, brach in lautes, unaufhaltsames Weinen aus und lief, ohne der Schwester Zureden zu beachten, in ihre stille Stube, wo sie sich einschloß.

„Im Grunde," dachte die Mex, „ist es besser, das Mädel weint sich rechtschaffen aus. Dann wird sie weich und klüger und das Teufelein, das ihr zuweilen im Kopf herumwirthschaftet, gibt für eine Zeitlang wieder Friede. Ich will die Klärel also nicht stören."

Die Voraussetzung der klugen Jungfer war nicht übel. War schon, während sie zu Tische saß, Klara

nüchterner geworden und kam ihr schon damals ihre heillose Zusage an Sternnickl und ihr landstreicherischer Vorsatz wie ein Traum vor, so hatten die gemüthlichen und beweglichen Reden der Mex ihr allerdings tief in's Herz gegriffen. Die Schwester, die ihre Liebe so unverholen aufdeckte, den Bruder, der Alles daran setzte, seiner Schwestern Glück zu fördern, das Haus, worin das Andenken der lieben Mutter und des noch heißer verehrten Vaters lebendig herrschte — all' das wollte sie verlassen, um dem fremden Mann in's fremde Land zu folgen? Ihren behäblichen Sitz im Vaterhause, unterm Schutz der Ihrigen, wollte sie aufgeben, um als eines Schauspielers Freundin die Wechselfälle des Künstlerwanderlebens herauszufordern? Und der Beweggrund zu solch' verzweifelt gewagtem Schritte, welcher war er? Die Liebe zu dem Heldenspieler? O nein, ihr Herz fühlte nicht besonders für ihn. Die Lust, das Flitterdasein einer Schauspielerin zu kosten? O nein, Klara hatte diesem Stande niemals eine Vorliebe, nicht einmal Achtung geschenkt. Die Hoffnung etwa, dort an der Maros im siebenbürgischen Schlosse, oder in Pest, oder in Wien eine große Rolle zu spielen? — O nein, o nein; denn mit aller Bereitwilligkeit, dem Bühnenkünstler Wort für Wort zu glauben, konnte Klara doch nicht den leisen Argwohn unterdrücken, es möchte wohl nicht Alles, was er gesagt, eine Wahrheit sein. Was also wollte sie denn so gewaltig hinreißen, aller Schranken der Sitte und des bürgerlichen Lebens, aller Warnungen des Verstandes zu spotten? — Einzig nur der Trotz verletzter Eitelkeit. Sie wollte sich verderben, um zu strafen den Mann, von dem sie sich hintergangen sah, die Geschwi-

ſter, die ihre Neigung mißbilligt, die Freundinnen, die von ihr gewichen waren, weil ſie die blonde Klara für weit ſtrafbarer hielten, als ſie wirklich war; die ganze Vaterſtadt, die ſich mit liebloſen Gerüchten trug, deren Unwahrheit ein beſonnenes, tadelloſes Benehmen ſiegreich dargethan haben würde . . .

Als Klara nach langen Stunden der Wehmuth und der Klage wieder zu ſich ſelber kam, die naſſen Augen trocknete, umherblickte und in den Winkeln ihrer Stube die Bündelchen und Päckchen liegen ſah, die ſie ſchon zum Behuf der geheimnißvollen Nachtreiſe gerüſtet — da überlief ſie Grauen und Beſchämung und Ekel vor ſich ſelbſt. Sie riß das Gepäck auseinander, ſie ſchleuderte Effekten und Geld wiederum in die Kiſten und Kaſten zurück . . . ſie zerriß die unſichtbare Kette, die ſie mit dem Entführer verbunden. Bis zum Ingrimm gegen ſich ſelber ſteigerte ſich Klara's Scham, einem Manne gegenüber ſich ſo viel vergeben zu haben.

„Was fang' ich an?" fragte ſie ſich ſchaudernd, als ſchon das Dunkel des Abends hereinbrach; „ſoll ich ihm ſchreiben, daß ich den dummen Plan aufgegeben? Wer beſorgte mir aber den Brief? — Wenn ich das Herz hätte, ihm es mündlich zu ſagen . . . aber wo find' ich ihn? Es iſt noch lange bis zur zehnten Stunde . . . es könnte noch viel gethan werden . . ."

Es ſchlug acht Uhr. Es wurde an Klara's Thüre gepocht. „Ach, wenn er das wäre!" ſeufzte Klara zuſammenfahrend.

„Iſt denn die Jungfer nicht daheim?" fragte Veronika's Stimme; „ich ſoll Ihr berichten, daß die Schweſter zum Nachteſſen nicht da ſein wird, weil die Matten-

brunnerin wieder unwohl geworden. Wenn Sie speisen wollen — es ist aufgetragen."

„Ich danke, esse heute nicht," antwortete Klara bestimmt und die Magd ging von dannen.

„Alles wäre günstig," überlegte Klara, in ihre alten Pläne zurückfallend; „die Mex und der Bruder nicht zu Hause ... der Weg rein ... ein besserer Augenblick kehrt nicht wieder ... und Sternnickl ist vielleicht doch ein ehrlicher Mann ..."

Die Glocke schlug neun Uhr. Die Hausthür klappte zu. Durch's Fenster bemerkte Klara, daß Veronika über die Gasse huschte.

„Das Mädel geht zur Zuckerbäckerin, um zu klatschen, nach Gewohnheit," sagte sich Klara; „erst nach zehn Uhr wird sie sich heute zum Rückweg bequemen. Mich glaubt alle Welt schlafend ... eine Gelegenheit wie diese kommt nicht mehr.

„Ein Viertel auf Zehn! Jetzt heißt es sich fassen, sich sammeln, das Rechte beschließen! Wenn Pavianowitsch bei seiner Rückkehr hörte, daß ich um seiner Untreue willen mir den Tod gegeben? ... Denn man wird mich eher im See ertrunken glauben, als auf der Flucht mit einem Schauspieler. Es müßte doch eine ewig brennende Wunde in der Seele des Verräthers sein!

„Halb Zehn! Höre ich nicht leise Schritte dicht am Hause? Wenn er es wäre? Wenn er sich heraufwagte? ... Unbesonnen genug wäre das ... aber ich könnte ihm alsdann doch erklären, daß ich ... daß ich nicht ... O, mein Kopf! Weiß ich denn, was ich denke und rede? ...

„Dreiviertel auf Zehn!! Ach... eine weiche Stimme singt unter meinem Fenster... er ist's!! Er mahnt mich an mein Wort!... Mein Gott, vor lauter Unruhe und Zweifel komme ich von Sinnen!... Wenn Jemand ihn vor dem Hause überraschte?... Wo ist mein Mantel, das Geld... mein Hut?..."

Hingerissen von dem Sturm der Angst, der von Minute zu Minute unbarmherziger gestiegen, löschte Klara das Licht, öffnete leise die Thüre, den bekannten Weg mit schüchterner Sohle suchend. Aber die Dunkelheit selber trieb mit ihr ein bedeutsames Gaukelspiel. Durch die Nacht kamen ihr entgegen die blassen Gesichter der Mex, des trauernden Fridolin, des ihr zurückwinkenden Vaters!... O, welch' ein Schmerz in seinen Zügen... deutlich auf ihnen zu lesen: „So willst du mich und dich und dieses Haus mit Schande beflecken?..."

Die Furcht des Mädchens erreichte den höchsten Gipfel. Wer weiß indessen, wie eben diese Furcht sie berathen hätte? Aber das ewige Vaterauge wacht in der Nacht menschlicher Verirrung. — Klara wollte den Fuß vorschreitend heben — da klappert unten die Hausthüre. Ein Gesell kommt aus der Herberge oder vom Ständchen mit der Liebsten in's Quartier zurück. — Klara drückt sich erschrocken in die Ecke und rührt sich nicht. Der Bursche hat kein Licht; geradeaus steigt er die Treppen hinauf, klopft unterm Dach an Veronika's Kammer — ein neckisches Gutenachtsagen — und verliert sich, wahrscheinlich in seine eigene Dachstube.

„Zehn Uhr!!! Was soll ich thun?" klopft Klara's Herz voll Bangigkeit. „Bleib' da! bleib' da!" lispelt ihr der gute Engel zu. Horch' — noch einmal rauscht die

Thüre des Hauses auf und wie ein Wirbelwind rauscht es treppan. Veronika! Sie hat auch kein Licht, aber hastig sagt sie vor sich hin die Worte: „Ich hab' ihn an der Stimme erkannt ... er kommt — geschwinde, geschwinde das Licht anzünden ...!" rennt in die Küche und deckt die Lampe auf.

Während dessen hat Klara ihr Zimmer wiedergewonnen, aber sie lauscht, in der Furcht, es möchte Sternickl sein, den die Dirne erkannte und ein übler Auftritt sich vorbereiten, an der klaffenden Pforte ihres Gemachs. Veronika mit brennender Leuchte springt die Stiege hinab. Im selbigen Augenblick tritt Fridolin in's Haus. — „Sieh' da, Verone," sagte er etwas betroffen; „ich hätte Dich nicht hier erwartet. Du meinst es gar zu gut mit mir. Gib mir Dein Licht und geh' in's Bett; ich habe noch etwas in der Werkstatt zu thun."

„In's Bett?" fragte, wie schon neulich, Veronika betrübt; „aber ... die Jungfer Mex ist noch auswärts bei der Mattenbrunnerin. Ich werde gescholten, wenn ich nicht auf sie warte."

„Auf meine Gefahr, Du Närrchen," sagte Fridolin, ihr das Licht abnehmend; „geh' nur immerzu in's Bett. Du wirst müde sein. Dafür mach' ich Dir morgen eine Freude. Aber der Schwester werd' ich die Thür öffnen und zünden, wie sich's gehört. Marsch, marsch, Veronele, geh' waidlich zu!"

„Eine Freude? morgen? eine Freude mir machen?" wiederholte Veronika in Gedanken und stieg, wenn auch zögernd, doch gehorsam, die Höhe des Hauses hinan.

Nach einer Minute des Schweigens machte Fridolin behutsam die Hausthür auf und sagte mit gedämpfter

Stimme zu Einem, der hereinschlich: „Da, nur links hinein. Dort steht ein Gesellenbett, wenn die Werkstätte gehütet werden muß. Verhalte Dich ganz stille. Das Nöthige werd' ich besorgen und bin bald wieder bei Dir."

Ein klein Geräusch; die Thüre des Hauses wurde verriegelt, die der Werkstatt leislich zugemacht. Fridolin nahm seinen Weg in's obere Stockwerk.

Klara hatte nicht eine Sylbe von dem leisen Gespräch verloren. Ihr ging daraus hervor, daß Alles verrathen und daß Fridolin einen Sukkurs in's Haus gebracht, um ihre Flucht zu verhindern und im erwünschten Fall des Sternnickl habhaft zu werden. Zitternd an allen Gliedern rettete sich das muthlose Mädchen in's Bett, versteckte sich tief in Kissen und Decken. Wohl glaubte sie, noch in der Ferne die Stimme zu hören, die am Abend sich hatte singend vernehmen lassen, wohl ging es unten im Hause hin und her, bald leise, bald laut ... aber um alle Schätze der Welt hätte sich Klara nicht getraut, ihre warme Zufluchtstätte zu verlassen. Die Furcht war in ein Fieber ausgeartet und nach dem Fieber stellte sich die Schwäche ein, mit der Schwäche der Schlaf.

Am nächsten Morgen war freilich der Herr von Sternnickl verschwunden.

In der ganzen Stadt lief das Gerücht um, Fridolin habe einen heimlichen Schmuggel getrieben, sei erwischt und in eine sehr bedeutende Strafe verfällt worden; ferner habe er des sterbenden Obervogts Frau heirathen wollen, um die Brüder derselben um ihr Erbe zu betrügen, wie einst seinen eigenen Bruder Matthias;

aber die Söhne des Eberle seien ihm in's Haus gefallen und hätten ihn gezwungen, schriftlich auf Kunegundens Hand zu verzichten.

Endlich, nachdem Gumperz in aller Frühe ein Kaffee- und ein Gasthaus besucht hatte, verbreitete sich das Gerede, Schwertbergers Klara sei mit dem Sternnickl durchgegangen, um der Tyrannei ihres Bruders und dem Neid der schwarzen Mex zu entrinnen.